

HISTORISCHES  
JAHRBUCH  
DER  
STADT LINZ

1996

---

Linz 1997

---

Archiv der Stadt Linz

## INHALT

	Seite
Impressum .....	4
Verzeichnis der verwendeten Abkürzungen .....	7
Vorwort .....	9
† Josef Fröhler (Linz): Das Linzer Jesuitendrama 1608–1773. Stoffe und Motive .....	11
Ursula Lengauer (Wien): Massenwohnbau. Alltagsgeschichte der Baukultur am Beispiel des Arbeiterwohnbaus der franzisko-josephinischen Zeit im Linzer Raum .....	73
Konstantin Putz (St. Florian): „Elektrisch in die Provinz“ Geschichte der Lokalbahn Ebelsberg–St. Florian .....	269
Hanns Krecz (Linz): Altkatholischer Vikar in Linz. Rückblick auf einen Lebensabschnitt .....	361
Georg Wacha (Linz): Die Fadingerschule und Architekt Karl Bundsmann (1871–1921) .....	393
Harry Slapnicka (Linz): Um die Gauleiter-Posten der „Ostmark“. Wie Goebbels mitmischt – Personalpolitik im Schatten des Krieges .....	401
Buchbesprechungen .....	411

URSULA LENGAUER

**MASSENWOHNBBAU\***

Alltagsgeschichte der Baukultur am Beispiel des Arbeiterwohnbaus  
der franzisko-josephinischen Zeit im Linzer Raum

**INHALTSÜBERSICHT**

**Einleitung** 76

**Methode, Probleme der Arbeit, Literatur und Quellen** 78

**Massenwohnbau und Gesellschaft.**

Das wirtschafts- und sozialgeschichtliche Umfeld 81

**Massenwohnbau und Architektur** 91

Kunsthistorische Perspektiven für eine Alltagsgeschichte der Baukultur 91

Blickpunkte auf ein Alltagsphänomen 93

**Ein phänomenologischer Zugang** 102

Über die Sprachlosigkeit 102

Der Zirkel funktioniert 104

**Vier Linzer Großbetriebe der Franz-Josephs-Zeit** 107

Impulse von außen 107

Unternehmertalent 110

Zentralwerkstätte der k. k. Staatsbahnen 117

Sozialleistungen, Wohnbau und Politisierung der Arbeiterschaft 119

**Linz** 124

Panorama und Stadtentwicklung 124

Die vier Siedlungen in der Stadttopographie 127

**Die Siedlung der Kleinmünchner Spinnerei** 128

Die Planungs- und Bauphasen 132

1873 132

\* Dieser Beitrag stellt die für den Druck etwas überarbeitete, um den Anhang gekürzte Fassung der unter dem gleichen Titel an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Graz im Jahr 1992 approbierten Dissertation dar.

1896 und 1900	132
1914	133
Die Häuser	134
Die Bauphase ab 1873	134
Spinnereistraße 17–19	134
Spinnereistraße 27	140
Spinnereistraße 29	144
Spinnereistraße 31	148
Zusammenfassende Bemerkungen	150
Die Bauphase 1896 und 1900	151
Schnopfthagenstraße 17	151
Schnopfthagenstraße 18	154
Zusammenfassende Bemerkungen	158
Die Bauphase 1914 (1921)	160
Spinnereistraße 23	160
Bewertung der Kleinmünchner Siedlung	163
<b>Die Arbeiterwohnhäuser der Kaffeemittelfabrik Franck</b> 165	
Die Bauphasen	170
Die Häuser	171
Die Bauphase vor 1900	172
Khevenhüllerstraße 23	172
Liststraße 10	174
Zusammenfassende Bemerkungen	178
Die Bauphase nach 1900	178
Liststraße 17	178
Wüstenrotstraße 12–16	183
Zusammenfassende Bemerkungen	191
Bewertung der Franckschen Arbeiterwohnhäuser	191
<b>Die Personalhäuser der Staatsbahnwerkstätten</b> 193	
Siedlungsgrundriß und -anlage	196
Die Häuser	198
Objekt A – Füchselstraße 1, 3, 5 und Ing.-Stern-Straße 56, 58	200
Objekt B – Füchselstraße 7 und Franckstraße 57, 57a	207
Objekt C – Franckstraße 61, 61a, 61 b/Ing.-Stern-Straße 62, 64, 66, 68	213
Objekt D – Franckstraße 59	218
Zusammenfassende Bemerkungen	222
Bewertung der Siedlung der Zentralwerkstätten der Staatsbahnen	223
Zur sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Bewertung	224
<b>Die Siedlung der Linzer Schiffswerft</b> 225	
Die Bauphasen	227
Die Häuser	228
Hafenstraße 48 bzw. 50	229
Schiffbaustraße 13 und 15	233
Zusammenfassende Bemerkungen	238
Bewertung der Siedlung	240

**Vergleich und Ergebnisse 241**

Kriterienermittlung als Ergebnis einer kunsthistorischen Phänomenologie 241

Vergleich der vier Siedlungen untereinander 243

Die gewachsene Siedlung 243

Das Siedlungskonzept 244

Gartenstadt 245

Urbane Siedlungsstruktur 246

Bebauungsdichte und -formen 247

Die Problemzonen 247

Problemzone Seitenfassade 248

Problemzone Ecksituation 251

Problemzone Eingangsbereich/Treppenhaus/Verteilersystem 252

Der Eingangsbereich von außen gesehen 253

Die Treppenhäuser in der Außenansicht 254

Verteilersysteme in ihrer Wirkung auf die Fassade 254

Das Verteilersystem als Problemzone im Inneren des Hauses 255

Problemzone Dachlandschaft 257

Potentielle Schwächen 260

Der Massenwohnbau als strukturbildendes Element der Stadtentwicklung in Linz 263

**Schlußbetrachtung 266**

## EINLEITUNG

Die Anfänge des Massenwohnbaus liegen naturgemäß in allen Ländern in jenen Jahren, als das mit der Bevölkerungsexplosion der Industriellen Revolution einhergehende „Wohnungselend“, wie das Problem seinerzeit genannt wurde, die sogenannte „Soziale Frage“ aufwarf. Die Motivationen, Wohnraum für die rasant zunehmende Bevölkerung der industriellen Ballungsräume zu schaffen, sind ebenso verschieden und vielfältig, wie die Standpunkte der einzelnen Autoren, die sich dieser Frage in zahllosen Publikationen annahmen. Ebenso vielfältig sind die praktischen Ansätze, das Problem in den Griff zu bekommen, das heißt, die architektonischen Formen dieser ersten Lösungsversuche.

Allgemein bekannt sind die legendären Mietskasernen, die heute noch als breite Gürtel um die Stadtkerne europäischer Großstädte liegen. Weiters kennt man jene ersten Gartenstädte und Arbeitersiedlungen in offener Bauweise, die in nächster Nachbarschaft zu den jeweiligen Industriebetrieben errichtet wurden. Letztere liegen heute oft eingeschlossen in die weiter gewachsenen Städte, umgeben und teilweise durchdrungen von jenen Repräsentanten des jüngeren sozialen Wohnbaus, dessen Vorfahren sie sind.

Dieser Massenwohnbau, der inzwischen den allermächtigsten Teil unserer architektonischen Umwelt ausmacht, entzieht sich aufs Hartnäckigste einer Annäherung durch die Kunstgeschichte. Und tatsächlich ist ihm mit den Mitteln herkömmlicher kunsthistorischer Architekturbetrachtung scheinbar nicht beizukommen. Denn nicht das Besondere, das Einzigartige, das Kirchen und Paläste auszeichnet, ist sein Merkmal, sondern das Archetypische, Wildwuchernde, zunächst form- und strukturlos Anmutende, das jede Massenerscheinung auf den ersten Blick so undefinierbar, langweilig und minderwertig aussehen lässt.

Diese Architektur beeindruckt nicht durch ästhetische Wirkung, nicht durch die Namen berühmter Architekten. Ihre Monumentalität ruft kaum Ehrfurcht wach, ihre etwaige Idylle keine Schwärmerie. Hier ist weder Arkadien, noch breitet sich heroischer Glanz über die endlose Wiederholung des Themas menschlicher Behausung. Im Gegenteil versinkt in diesem Ozean auch eine noch so hervorragende architektonische Bewältigung des Problems, bedarf es eines Entschlusses zur gesteigerten Aufmerksamkeit, um das Exemplarische überhaupt finden zu können und die Struktur des Molochs zu erkennen.

So ist dies also kein Thema, dem sich die Kunstgeschichte bislang mit besonderem Interesse genähert hat. Natürlich sind die großen Würfe von Ledoux bis Le Corbusier entsprechend gewürdigt worden. Der ganz alltäglichen architektonischen Umwelt aber haben sich eher die Sozial- und Wirtschaftswissenschaften, Architekturtheoretiker, Psychologen, Ideologen und Interessensgruppen

pen angenähert. Einzig die Industriearchäologie hat begonnen, die industriellen Fertigungsstätten architektonisch einzuordnen und zu bewerten. Aber die Masse der architektonischen Substanz des Wohnbaus hängt dennoch im luftleeren Raum.

Der Versuch, in einem Vakuum einen Standpunkt zu finden, endet bekanntlich damit, daß man den Boden unter den Füßen verliert. Der Halt, den man in dieser Schwebe finden kann, um sich überhaupt eine kohärente Perspektive zu erschließen, ist Bescheidenheit, praktische Eingrenzung des Blickfeldes, Auswahl eines Fluchtpunktes. Wie im klassischen Drama bietet vielleicht auch auf diesem Gebiet das Prinzip der Einheit von Zeit, Ort und Handlung ein Fundament für die Ausgewogenheit der weiteren Betrachtungen, erlaubt es vielleicht, die Vielfalt der einzelnen Ansätze und Entwicklungen vor einem einheitlichen Hintergrund zu betrachten und dennoch den Rahmen nicht ins mögliche Uferlose zu überschreiten.

Das Fundament in dieser Arbeit bilden die Anfänge des Arbeiterwohnhausbaus der franzisko-josephinischen Zeit im Linzer Raum.

Hinsichtlich einer möglichen theoretischen Verallgemeinerung der Erkenntnisse, die sich aus der Untersuchung ergeben, scheint der wirtschaftspolitische Raum Oberösterreich in dieser Epoche als besonders geeignet: Das Land ob der Enns nahm in jener Zeit keineswegs eine hervorragende Stellung ein, es entwickelte sich dieser Wirtschaftsraum vielmehr langsam und gemächlich, ohne besondere Höhen und Tiefen zum Industrieland. Die parallele Entwicklung des Wohnbaus war also nicht – wie etwa in Wien – von explosionsartigen Verschiebungen der Bevölkerungsverhältnisse oder von plötzlich eskalierenden politischen Ereignissen geprägt, sondern eher von einem kontinuierlichen Reagieren auf die relativ ruhig voranschreitende Veränderung der Wirtschafts- und Gesellschaftsstruktur.

Innerhalb der Einheitlichkeit dieser unspektakulären Umstände sind folgende Kriterien für die Wahl von vier Siedlungen in Linz ausschlaggebend:

- Die Häuser waren zu Beginn der Untersuchung (1978) größtenteils noch intakt, bis auf wenige Ausnahmen ohne größere bauliche Veränderungen.
- Die Siedlungsstruktur war bei allen Siedlungen erkennbar.
- Das Planmaterial fand sich fast vollständig im Linzer Bauamt.
- Die inzwischen erfolgten Abbrüche und Renovierungen sowie Neubauergänzungen im Siedlungskontext bieten Ansätze für theoretische Überlegungen zum Stellenwert der ursprünglichen Siedlungen in der weiteren Entwicklung des sozialen Wohnbaus.
- Die Motivation zum Bau der Siedlungen entspricht bei allen vier Objekten den Anfängen des Arbeiterwohnbau, nämlich: Ein Unternehmen baut Unterkünfte für die Belegschaft.
- Alle Bauherrenbetriebe (bzw. deren Nachfolger) haben ihre Geschichte so-

weit dokumentiert, daß es zulässig erscheint, den formalen Ausdruck der jeweiligen Firmenideologie in der Siedlungsarchitektur aufzuspüren.

- Die Betriebe waren seinerzeit Pioniere und wichtige Träger des Wirtschaftslebens und existieren heute noch. Sie betätigten sich auch nach dem untersuchten Zeitraum weiter als Bauherren für Belegschaftsquartiere und soziale Folgeeinrichtungen, teils sogar innerhalb des alten Siedlungsbereiches.

Was nun die Vielfalt der Ansätze und gleichzeitig das Exemplarische an diesen Siedlungen betrifft, so sind dafür die architektonische Gestaltung und im Zusammenhang damit die Strukturen der Betriebe und deren Lage relevant. In drei Fällen ist es die Unternehmerspersönlichkeit, die typische Züge der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Situation der Epoche widerspiegelt, im vierten Fall ist es einer der ersten großen Staatsbetriebe der Monarchie.

Es ist damit ein Rahmen gegeben, der es ermöglicht, Bezüge herzustellen, die zeigen können, wie die wirtschaftspolitische und gesellschaftliche Situation sich in der Architektur abbilden kann, aber ebensogut, wie die Architektur ihrerseits diese Situation beeinflussen kann und mitgestaltet.

### **METHODE, PROBLEME DER ARBEIT, LITERATUR UND QUELLEN**

Der Massenwohnbau ist ein Tatbestand unserer architektonischen Umwelt seit mehr als hundert Jahren. Er ist ein Phänomen, mit dem praktisch jeder Mensch lebt, von dem jeder direkt – als Bewohner – oder indirekt – als unfreiwilliger Betrachter – täglich betroffen ist. Daher erfüllt der Gegenstand „Massenwohnbau“ exemplarisch die Voraussetzung für eine phänomenologische Erfassung.

Die Quellenlage zum Gegenstand Massenwohnbau ist so komplex, wie das Phänomen selbst. Sie ist ebenso unüberschaubar wie systematisch unbearbeitet – eine Eigenschaft, die der Quelle eines jeden Massenphänomens innewohnt. Es ist ein hoffnungsloses Unterfangen, zu versuchen, „alles“ darüber in Erfahrung zu bringen.

Der Versuch sich dem Thema analytisch zu nähern, scheitert alsbald an der Inkompatibilität der zur Verfügung stehenden Daten, die im übrigen nicht einmal für einen begrenzten regionalen und zeitlichen Rahmen lückenlos aufzufinden sind.

So lag es nahe, innerhalb der Quellenlage einfach irgendwo zu beginnen und sich der Eigendynamik des hermeneutischen Zirkels anzuvertrauen. Solcherart erschloß sich ein reiches und vielschichtiges Material. Es reicht von Architekturanthologien und architektonischen Abhandlungen über zeitgenössische

sche Programme und Utopien bis zu Protokollen internationaler Architekturkongresse, Weltausstellungsberichten, zeitgenössischen Zeitungsreportagen und statistischem Material; von wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Abhandlungen, soziologischen und psychologischen Untersuchungen über Ausstellungskataloge der jüngsten Vergangenheit bis zu alten Hausordnungen und Bauplänen.

Das Vorhandensein von Planmaterial wurde angesichts der schwierigen Quellenlage übrigens zu einem Auswahlkriterium für die hier untersuchten Siedlungen. Die meisten Pläne fanden sich im Bauamt der Stadt Linz, einige andere in den Firmenarchiven.<sup>1</sup>

Die subjektive Einfühlung in den Gegenstand wurde angeregt durch Filme, Romane, Fernsehbeiträge, Gespräche und Reiseeindrücke und durch die eigene Wohnerfahrung in Häusern, die dem Massenwohnbau aus der Zeit der Jahrhundertwende zuzurechnen sind, ebenso wie in solchen, die der Massenwohnbau seither Jahrzehnt für Jahrzehnt hervorgebracht hat.

Orientierungshilfe und Leitfaden während der Arbeit boten einige wenige Werke der jüngeren Zeit:

- Für die Methode ist das Helmut Seifferts „Einführung in die Wissenschaftstheorie“ (besonders Band 2, Abschnitte: Phänomenologie sowie Hermeneutik und historische Methode)
- Für das engere wirtschafts- und gesellschaftspolitische Umfeld sind es Rudolf Kropfs „Oberösterreichs Industrie (1873–1938)“, Helmut Konrads „Das Entstehen der Arbeiterklasse in Oberösterreich“, Helmut Lackners und Gerhard A. Stadlers „Fabriken in der Stadt – Eine Industriegeschichte der Stadt Linz“ sowie die Kataloge der Ausstellungen „Arbeit/Mensch/Maschine“ 1987 in Steyr/OÖ. und „Das Zeitalter Kaiser Franz Josephs“ (zweiter Teil 1880–1916) auf Schloß Grafenegg/NÖ, ebenfalls 1987.
- Für die Kunst- und Architekturgeschichte mit umfassendem Ansatz endlich ist es Leonardo Benevolos zweibändige „Geschichte der Architektur des 19. und 20. Jahrhunderts“, für den engeren Bereich Friedrich Achleitners Führer durch die „Österreichische Architektur im 20. Jahrhundert“ (besonders Band 1, der Westösterreich dokumentiert).

Eines aber ist all diesen Werken gemein: Sie befassen sich nicht speziell mit dem Massenwohnbau. Hierfür gaben Untersuchungen aus der historisch fun-

<sup>1</sup> Interessant zu beobachten war im übrigen die Entwicklung der Einstellung der Firmen zu ihrer eigenen Geschichte seit 1978, als ich die Untersuchung begann. Das Interesse der Wirtschafts- und Sozialgeschichte an Betriebsgeschichten hat sich deutlich auf die Öffentlichkeitsarbeit der Firmen ausgewirkt. Während ich Ende der siebziger Jahre freundlich eingeladen wurde, auf irgendwelchen Speichern in Kisten und Schachteln zu kramen, genügte Anfang der neunziger Jahre ein Telefonanruf, und anderntags fanden sich gut aufbereitete Festschriften, Dokumentationen und Kopien alter Firmendokumente in meiner Post.

derten familiensoziologischen Forschung, der Siedlungssoziologie, der alltagsorientierten Gesellschaftsgeschichte und der Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Wohnens Informationen und Denkanstöße.

Was das österreichische Umfeld betrifft, sind für diese Arbeit die Untersuchungen von Autoren wie Michael Mitterauer, Roman Sandgruber, Michael John oder Brigitte und Hermann Kepplinger – um nur einige zu nennen – von unschätzbarer Bedeutung.

Die 1989 erschienene Studie „Wohnen in Linz – Zur Geschichte des Linzer Arbeiterwohnbaus von den Anfängen bis 1945“ von Brigitte Kepplinger (Hrsg.) hat die ausschlaggebenden Grundlagen für die Überprüfung der Schlüsse geliefert, die sich aufgrund meiner kunsthistorischen Beschäftigung mit den vier Siedlungen in Linz ergeben haben. Ein laufendes Projekt von Michael John soll die Linzer Verhältnisse weiter ausleuchten, ähnlich seiner für Wien vorgelegten Untersuchung der „Wohnverhältnisse sozialer Unterschichten im Wien Kaiser Franz Josephs“.

Auch die Publikationen der Arbeitsgemeinschaft für historische Sozialkunde kommen dem Anliegen dieser Arbeit sehr entgegen, besonders Band 6 aus der Reihe Geschichte und Sozialkunde, „Architektur und Gesellschaft von der Antike bis zur Gegenwart“ (Hrsg. Hannes Stekl).

Um ein Phänomen wie den Massenwohnbau zu erfassen, gleich mit welchem fachlichen Schwerpunkt, ist es jedenfalls notwendig, fachspezifische Grenzen in jede Richtung zu überschreiten, was naturgemäß die Gefahr der Ungenauigkeit und des Dilettantismus nach sich zieht. Der sozialwissenschaftliche Ansatz Richard Sennetts zu „Beweis oder Plausibilität“ in der qualitativen Forschung (in „Verfall und Ende des öffentlichen Lebens – Die Tyrannie der Intimität“, deutsche Erstveröffentlichung Frankfurt 1986, Frankfurt 1990, S. 66) hat mich ebenso bestärkt, dieses Risiko auf mich zu nehmen, wie Leonardo Benevolo, der im Vorwort zum ersten Band seiner Architekturgeschichte diese Problematik auf den Punkt bringt.

Er schreibt: *Bis hierher (Mitte des 18. Jh., Anm. d. Verf.) also ist ohne weiteres das herkömmliche Vorgehen der Kunstgeschichte anwendbar; die dem Studium formaler Werte den Vorrang gibt, da ja diese, richtig interpretiert, sämtliche Begleiterscheinungen und Wechselbeziehungen in sich begreifen und mit ihren Wandlungen die Veränderungen aller anderen Faktoren aufzeigen. Ohne daß die Kontinuität der formalen Erfahrungen irgendwie unterbrochen worden wäre, ja während der architektonische Wortschatz eine besondere Dichte erreicht hat, bahnt sich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts eine grundsätzliche Umgestaltung des Verhältnisses zwischen Architektur und Gesellschaft an. Man kann dem alten Leitfaden folgen und fortfahren, die Geschichte der Architektur im späten 18. und im 19. Jahrhundert nach dem Muster früherer Geschichtsschreibung darzustellen – wie es gewöhnlich in den*

*Handbüchern geschieht – (...) An einem gewissen Punkte jedoch gelangt man zu der Einsicht, daß der Tätigkeitsbericht, von dem die Rede ist, nur einen kleinen Teil der Produktion und der zeitgenössischen kulturellen Interessen umfaßt, daß seine Bindungen an die Gesellschaft sich gelockert haben, und daß neue Probleme, fern den ausgefahrenen Gleisen entstanden, in den Vordergrund treten.*

*Es gilt also, das Beobachtungsfeld zu erweitern und zahlreiche technische, soziale und wirtschaftliche Gegebenheiten unter die Lupe zu nehmen, (...) ohne daß zunächst ihr Zusammenhang mit der Architektur sofort offenbar würde.<sup>2</sup> Und weiter: Daher erscheint es ratsam, das Thema nicht mit Gewalt in die üblichen Schemata zu pressen, sondern zu versuchen, die Methodik dem Thema anzupassen (...) Die Gefahren, die dieser Versuch in sich birgt, scheinen aufgewogen durch die Wahrscheinlichkeit, den Sinn der Geschehnisse besser zu begreifen.<sup>3</sup>*

## MASSENWOHNBAU UND GESELLSCHAFT

### Das wirtschafts- und sozialgeschichtliche Umfeld

Immer noch finden wir uns beim Versuch, die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse des 19. Jahrhunderts zu begreifen, hin- und hergerissen in einer Polarität der Wahrnehmung. Einer Polarität, die geprägt ist von den Bildern, mit denen die Zeugen dieser Epoche versucht haben, zu beschreiben, was um sie herum in nie gekannter Heftigkeit und Geschwindigkeit abgelaufen ist: Es sind Bilder des Grauens und der Herrlichkeit.

Die Lokomotive: ein feuerspeiender Teufel für die einen, das siegverheißende Schlachtröß einer neuen Zeit für die anderen.

Die Industriebauten: Feenpaläste und Kathedralen der Zukunft für die einen, ein unüberschaubarer Haufen von Eisen und Ziegeln, plump, gewöhnlich, vulgär für die anderen.

Die Großstadt: ein Krebsgeschwür (Balzac),<sup>4</sup> eine laute, stinkende, endlos monotone Hölle für die einen, für die anderen der lockende, funkelnende Stern Metropolis und greifbare Verheißung des himmlischen Jerusalem.

Neben diesen extrem divergierenden Ansichten zu ihrer Gegenwart haben uns die Zeugen jener Epoche eine Legende hinterlassen, die aus zwei Gründen

<sup>2</sup> Leonardo Benevolo, Geschichte der Architektur des 19. und 20. Jahrhunderts. München 1964, Bd. 1, 5 f.

<sup>3</sup> Ebenda, 10.

<sup>4</sup> Benevolo, Architektur (wie Anm. 1), 183.

Beachtung verlangt: Erstens, weil sie sich einer Renaissance allgemeiner Beliebtheit erfreut und zweitens, weil die jüngere Forschung beginnt, an dieser Legende zu kratzen und damit zur Schärfung unseres Bildes vom 19. Jahrhundert beiträgt. Es handelt sich um die Legende von der traulichen Idylle der vorindustriellen Großfamilie, in der selbst für die Ärmsten der Armen die Welt noch in Ordnung war.

In diesem Abschnitt interessiert weniger der Aspekt der momentanen Renaissance als der Aspekt, weshalb sich die Legende im 19. Jahrhundert bilden mußte und was diese Tatsache für unser Verständnis dieser Epoche bedeutet.

Heute noch ist die Meinung allgemein verbreitet, die Industrielle Revolution sei entweder von ungefähr oder durch die Erfindung der Dampfmaschine wie ein Naturereignis über eine bis dahin glückliche, friedvolle, überschaubare Welt hereingebrochen. Ein bemerkenswertes Phänomen, wo man es doch längst besser weiß.<sup>5</sup> Es liegt nahe, zu denken, daß dieses Phänomen eine besondere Art von Schrecken und Fassungslosigkeit widerspiegelt.

Als der Mensch in Kenntnis gesetzt wurde, daß die Erde um die Sonne kreist, mag dies zwar ein Schreck gewesen sein, aber diese Tatsache änderte nichts am täglichen Leben des Einzelnen. Im 19. Jahrhundert fand sich das Individuum in einer gänzlich anderen Situation – in einer des existentiellen Schreckens: Erstmals mußte man mit der Ahnung leben, daß sich die Welt – und zwar die greifbare, tägliche Umwelt – binnen eines Menschenalters vollständig verändern könnte.

Die neuen Größenordnungen und die Geschwindigkeit, mit der sich alles entwickelte, waren wohl am ehesten faßbar, wenn man sie in Relation setzte zu einer „guten alten Zeit“, aus der solche Phänomene nicht überliefert waren.

Namentlich das soziale Elend erreichte im 19. Jahrhundert zum erstenmal ein mengenmäßiges Ausmaß, an dem nun wirklich niemand mehr vorbeisehen konnte. Wenn wir heute zum Schluß kommen, daß die Lebensumstände der industriellen Arbeitermassen zunächst eher eine kontinuierliche Fortsetzung von Hunger, Not und schlechten Wohnbedingungen der ärmsten Bevölkerungsschichten zu jeder beliebigen vorangegangenen Zeit darstellen – erweitert „nur“ um die neuen Arbeitszwänge der industriellen Fertigungsmethoden –, so mußten doch die Zeitgenossen ein anderes Bild davon haben.

Die Überlieferungen stammen zunächst immer aus einer gebildeten und damit bessergestellten Schicht, die von ihrem Standpunkt aus die Sache anders sah. Einerseits waren sie Nutznießer der rasanten Entwicklung, da ihr Lebensstandard damit halbwegs Schritt halten konnte. Andererseits hegten sie aufgrund ihrer gesellschaftlichen Herkunft großteils unklare Vorstellungen davon,

<sup>5</sup> Vgl. dazu Richard M. Hartwell, *Die Ursachen der Industriellen Revolution. Ein Essay zur Methodologie*. In: *Industrielle Revolution*. (Hrsg. R. Braun u. a.). Köln-Berlin 1972, 35–58.

wie denn die ganz armen Leute wirklich lebten. Denen hatte man ja unschwer aus dem Weg gehen können.

Nun aber war ihr Anblick unausweichlich geworden, gleichzeitig urteilten jedoch die Beobachter von ihrem eigenen immer höher werdenden Standard aus. Daher wohl drängte sich auch in der sozialen Frage die Notwendigkeit auf, das unfaßbare Elend, dessen man plötzlich gewahr wurde, zu einer „guten alten Zeit“ in Relation zu setzen.

Nicht einmal Friedrich Engels blieb verschont vor diesem Kunstkniff des menschlichen Bewußtseins, unerträgliche Wahrheiten dadurch zu relativieren, daß man erträglichere Vergangenheiten postulierte. In seiner Beschreibung der Lebensbedingungen der arbeitenden Klassen behauptet er 1845 ohne Umschweife: *Vor der Einführung der Maschine brauchten sich die Arbeiter (Textil, England) nicht zu überarbeiten (sie machten nicht mehr als sie Lust hatten, und verdienten doch, was sie brauchten), sie hatten Muße für gesunde Arbeit in ihrem Garten oder Felde...*<sup>6</sup> Man spürt denselben Geist, der die Romantik ein heiles Mittelalter heraufbeschwören ließ oder der uns hier und heute ein walzerseliges Bild der Monarchie im tiefsten Herzen hegen läßt.

Man muß dieser Tatsache Rechnung tragen, wenn man aus den Quellen des 19. Jahrhunderts versucht, das Lebensgefühl dieser Epoche und ihrer sozialen Wirklichkeit zu erfassen.

Dieser Abschnitt setzt sich mit gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bedingungen auseinander, die den Hintergrund zum Phänomen „Massenwohnbau“ bilden. Wenig ist für das Verständnis dieses Phänomens getan, wenn man sich einer allgemeinen Darstellung der ohnehin sattsam bekannten sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse befleißigt. Ein solches Vorgehen würde nämlich dazu einladen, vorschnell zu meinen, hier würde eine längst vergangene, inzwischen nicht mehr relevante Problematik abgehandelt. Dem ist nicht so. Bis heute krankt die Bewältigung der Aufgabe „Massenwohnbau“ und damit die Stadtplanung an Wahrnehmungsproblemen, denen sich das 19. Jahrhundert gegenüber sah. Diese Probleme zu beschreiben, ist hier das Anliegen.

Man stand damals vor Aufgaben, die absolut neu waren und zu deren Bewältigung keine traditionellen Strategien bereitstanden. Im Wohnungswesen bedeutete das: Nie zuvor war es so dringlich und unumgänglich, für Massen von Menschen Wohnraum zu schaffen und die dergestalt rasch wachsenden Ballungszentren organisatorisch in den Griff zu bekommen.

Der größte Teil der öffentlichen Meinung zog sich diesen Problemen gegenüber auf eine resignative Haltung zurück. Die neuesten Entwicklungen

<sup>6</sup> Benevolo, Architektur (wie Anm. 1), 188.

gaben Anlaß zu trostlosen Beschreibungen<sup>7</sup> und zum Wunsch, dies alles möge über Nacht verschwinden wie ein böser Spuk. Auch hier treffen wir auf das Phänomen der „guten alten Zeit“, die in höchsten Tönen beschworen wird.

Einige wenige dagegen versuchten, dem wachsenden Chaos Utopien und Programme entgegenzusetzen, die zu ihrer Zeit aber weitgehend wirkungslos blieben. Und zwar deshalb, weil die kleine Gruppe der konstruktiv Neuerungswilligen ebenso wie die Mehrzahl der Resignativen die Industriestadt als solche nicht als gegebenen, Entwicklungsfähigen Organismus annehmen konnte. Zu sehr waren beide noch befangen in der fast mittelalterlich anmutenden Vorstellung von der Stadt als geschlossenes, überschaubares Ganzes, demgegenüber die Industriestadt einzig als Entartung begriffen werden konnte. Aus der Metapher vom „Krebsgeschwür“ läßt sich diese Auffassung unschwer nachvollziehen: Ein heiler Organismus (die alte Stadt) wird durch bösartige Wucherungen zerstört.

Wenn also die meisten sich hoffnungs- und sinnlos wünschten, die neue Stadt gäbe es gar nicht, so waren die Utopisten mit ihren Programmen von demselben Ausgangspunkt nicht allzuweit entfernt. Auch ihre Vorschläge fußten auf einer *tabula rasa*, die nicht mehr existierte. Daher wirkten ihre Konzepte bestenfalls auf kleinere Siedlungsneugründungen im Zuge von Industrieansiedlungen auf dem freien Land.

So kamen die ersten ordnenden und planerischen Eingriffe notgedrungen von seiten der öffentlichen Verwaltungskörper<sup>8</sup> – aus obengenannten Gründen allerdings zunächst ohne jede Unterstützung aus jenen Bevölkerungsschichten, die damals bereits in den Parlamenten vertreten waren. Die öffentliche Verwaltung aber war geradezu gezwungen, Maßnahmen zu ergreifen. Denn die Mißstände, die Folge des regellosen Wachstums waren, wuchsen schnell bis zu einem Punkt, an dem sie als öffentliche Gefahr eingestuft werden mußten. Intervention war geboten aus hygienischen Gründen, wegen Seuchen- und Feuersgefahr und zunehmend wegen der „politischen“ Gefahr, die diese ersten Massenwohnviertel bildeten.

Die Interventionsmaßnahmen selber allerdings brachten fast unmerklich langfristig nutzbare Planungskriterien mit sich: Straßenbreiten, die zunächst die Feuerwehr oder militärische Intervention begünstigen sollten, stellten sich später als vorteilhaft für Licht- und Luftverhältnisse heraus;<sup>9</sup> das Verbot von Sackgassen, zunächst aus demselben Grund erlassen, begünstigte die Ver-

<sup>7</sup> Z. B. Charles Dickens, Beschreibung der Stadt Coketown im Roman „Hard Times“, oder Heinrich Heine, „Englische Fragmente“.

<sup>8</sup> Siehe dazu: Benevolo, Architektur (wie Anm. 1), 79 ff., 107 ff.

<sup>9</sup> Siehe dazu auch Marianne Rodenstein, „Mehr Licht, mehr Luft.“ Gesundheitskonzepte im Städtebau seit 1750. Frankfurt/Main-New York 1988.

kehrsentwicklung in einem Grad, der die heutige Stadt dem Kollaps nahebringt; Müllabfuhr und Kanalisation, aus Gründen der Seuchenbekämpfung erfunden, wurde zu einem Bestandteil städtischer Lebensqualität.

Damit ist der Anteil des Problems grob umrissen, den bereits die Zeitgenossen als solches wahrnahmen, und zwar unter dem Aspekt, daß unvorstellbare Zustände über die Welt hereingebrochen waren, mit denen man irgendwie zu Rande zu kommen suchte.

Der andere Schwerpunkt ist der, den man aus dem historischen Abstand zweifellos leichter erkennt: Nämlich die Tatsache, daß die „Zustände“ ja eben nicht „hereingebrochen“ sind, sondern ihre eigene Ätiologie im wirtschaftlichen und sozialen Bewußtsein derer haben, die sie in Gang setzten und ihnen zu schneller Blüte verhalfen. Wenn also der eine Pol die Bewußtseinslage derer spiegelt, die den neuen *Zuständen* gegenüberstanden ohne zu einer Identifikation mit ihnen finden zu können, so spiegelt der andere Pol die Bewußtseinslage derjenigen, die vorrangig die neuen *Möglichkeiten* wahrnahmen. Und mit diesen Möglichkeiten, namentlich in den Bereichen Technik und Profit, konnten sie sich offenbar so vollständig identifizieren, daß eine Geschichte der Industrialisierung heute noch oft genug als eine von Erfinder- und Unternehmerpersönlichkeiten dargestellt wird.

Das Hohelied vom Segen, den die Industrialisierung über die Menschheit bringen würde, kam naturgemäß von dieser Seite. Und von diesem Standpunkt aus wurde den Zuständen, die der Fortschritt der Industriegesellschaft mit sich brachte, nicht mehr als der Wert von Randbedingungen beigemessen – Randbedingungen, die schlimmstenfalls als Preis des Fortschritts in Kauf genommen werden mußten, die bestenfalls aber wieder neue Möglichkeiten für technische Entwicklung und Profit in sich bargen.

Der Wohnbausektor war eine geradezu exemplarische „Randbedingung“. Ein riesiger neuer Markt erschloß sich hier, ohne daß er zunächst als solcher erkannt wurde. Der Versuch, die zuströmenden Arbeitskräfte in Schuppen, Scheunen und ähnlichem unterzubringen, spricht weniger bzw. nicht nur dafür, daß man möglichst lange die Ausgaben für Unterkünfte sparen wollte. Mindestens ebenso spricht diese Tatsache dafür, daß Wohnung als gewinnträchtige Massenware noch gar nicht ins Bewußtsein gerückt war.

Man muß in diesem Zusammenhang gar nicht so weit gehen, die komplexe Entwicklung des Immobilienmarktes nachzuzeichnen.<sup>10</sup> Tatsache ist, daß damals jene Vorstellung vom Haus schlechthin überwog, die man auch heute noch beim sogenannten „Häuselbauer“ findet: Auf einem Grundstück wird ein

<sup>10</sup> Siehe dazu z. B.: Peter Feldbauer, Stadtwachstum und Wohnungsnot. Determinanten unzureichender Wohnungsversorgung in Wien 1848 bis 1914. In: Sozial- und wirtschaftshistorische Studien. Wien 1977.

Haus fürs Leben und möglichst noch für alle nachfolgenden Generationen gebaut. Dies ist wirtschaftlich gesehen eine einmalige Ausgabe; es wird nichts einbringen als Instandhaltungskosten und ein Dach über dem Kopf, es stellt neben dem Nutzen einen überwiegend ideellen Wert dar.

Auch für Massenquartiere vorindustrieller Epochen galt wirtschaftlich daselbe: Armenhäuser oder Militärkasernen wurden von vornherein als Investitionen à fonds perdu veranschlagt.

Die bürgerliche Tradition des städtischen Mietshauses<sup>11</sup> reicht zwar weiter zurück, dennoch galten hier ganz andere Größenordnungen und Finanzierungsgebarungen, als der Massenwohnbau sie verlangte.

So entfaltete das „kapitalistische“ Denken zwar rasch seine Wirkung bei Bauvorhaben, die direkt etwas mit Produktion oder Handel zu tun hatten (Fabriken, Bahnhöfe, etc.), aus den obengenannten Gründen aber mußte wohl erst noch ein innerer Widerstand überwunden werden, bis sich die Prinzipien von Investition, Amortisation und Verzinsung auch auf Bauvorhaben anwenden ließen, die mit nichts anderem als dem Wohnen zu tun hatten. Sobald es aber soweit war, geriet eine Dynamik in Gang, die eben jene Zustände hervorbrachte, von denen weiter oben die Rede war.

Dennoch: Nie zuvor war so schnell, so viel, so gut gebaut worden. Allerdings geschah dies nun unter dem Aspekt des maximalen Profits im Sinne maximaler Bebauungsdichte. Die ist wohl auch hauptverantwortlich für den „schlechten Eindruck“, den die Massenwohnviertel bei den Zeitgenossen machten: zu viele, noch dazu arme Leute auf zu engem Raum.

Die Bauqualität selber war so schlecht nicht.<sup>12</sup> Sie profitierte von der Verbesserung und Verbilligung, die die industrielle Massenfertigung gerade im Baustoffbereich mit sich brachte. Hier schlug sich ein breites Innovationsspektrum ziemlich unbemerkt nieder: Industrielle Behandlung hatte die Verarbeitungsqualität von Bauholz verbessert, die Einführung von Gußeisen ersparte kompliziertere Konstruktionen, Fensterglas war durch die industrielle Fertigung selbstverständlich geworden. Zement und Eisenbeton fanden erst relativ spät Eingang in den Wohnbau. Dennoch hatte sich schon davor die Baugeschwindigkeit erheblich gesteigert, weil auch der Baumaschinensektor im Zuge der industriellen Großbauvorhaben einer rasanten Entwicklung unterlag, deren Ergebnisse im Wohnbau Verwendung fanden.

Wenn der Wohnbausektor auch kein Experimentierfeld für die Erprobung neuer Bautechniken war – dafür war keine Zeit, wenn man mit schneller Ren-

<sup>11</sup> Siehe dazu: Peter R. Gleichmann, Wandlungen im Verwalten von Wohnhäusern. In: Lutz Niethammer (Hrsg.), *Wohnen im Wandel. Beiträge zur Geschichte des Alltags in der bürgerlichen Gesellschaft*. Wuppertal 1979, 65–88.

<sup>12</sup> Siehe dazu: Benevolo, Architektur, 37, 58 ff.

dite spekulierte – so wurde doch alles angewendet, was Zeit und Geld zu sparen versprach. Und das brachte im 19. Jahrhundert in den allermeisten Fällen automatisch eher Material- und Bautechnikverbesserungen gegenüber früher mit sich.

Slums wurden natürlich nach wie vor jener Zeit ebenso gebaut. Die Mehrheit der Häuser aber war, was die Bauqualität betrifft, durchaus auf der Höhe ihrer Zeit. Die Kehrseite der Medaille hieß vielmehr Überbelag und Mietenwucher.

Man ist geneigt anzunehmen, diese beiden Schattenseiten stünden in ausschließlich ursächlichem Verhältnis zueinander. Das stimmt auch bis zu einem gewissen Grad. Tatsache ist jedoch ebenso, daß bis weit ins 20. Jahrhundert die Wohnungsproduktion der Nachfrage gehörig nachhinkte, und das eben nicht nur aus Gründen der Spekulation und Preistreiberei. Es ginge am strukturellen Verständnis des Phänomens Massenwohnbau vorbei, den Mißstand der Wohnungsnot in einer Milchmädchenrechnung einfach der Habgier der „Hausherren“ und Bauspekulanten in die Schuhe zu schieben. Regional und für jeweils kurze Zeit kann man solche provozierten Notstände, die die Mietpreise in die Höhe trieben, sehr wohl erkennen.<sup>13</sup> Im Ganzen betrachtet war jedoch dieser Aspekt keineswegs ausschlaggebend für die Gesamtsituation. Die erschließt sich aus wesentlich komplexeren Zusammenhängen.

Folgende Komponenten umreißen grob das Spannungsfeld, in dem sich der Wohnungsmarkt befand:

- die rasante Bevölkerungsentwicklung;
- die ungeheure Migration in die industriellen Ballungsräume;
- die im Vergleich dazu verspätet einsetzende Wahrnehmung des neuen Massenwohnungs-, d. h. Kleinwohnungsmarktes;
- die Zurückhaltung der Regierungen und deren Verwaltungen, was ordnende und planende Eingriffe betrifft;
- die immensen Kapitalaufwendungen für Wohnbauvorhaben (durch die notwendige Kreditfinanzierung, die langsamere Amortisation und Verzinsung war die Kapitalanlage im Wohnbausektor weniger verlockend als die im hochgehenden Aktienmarkt der Industrieproduktion);
- die gewerbliche Organisation des Bauwesens (wenn auch viel schneller als je zuvor gebaut wurde, so konnte natürlich die Bauproduktion sich in der Geschwindigkeit mit der übrigen Industrieproduktion nicht messen);
- der große Aufwand der Häuserverwaltung (man hatte es ja sozusagen mit noch „ungezähmten“ Mietern zu tun);

<sup>13</sup> Vgl. dazu Michael John, *Wohnverhältnisse sozialer Unterschichten im Wien Kaiser Franz Josephs*. Wien 1984, 172, Beispiel Budapest.

- die Gefahr des Zinsausfalls wegen des niedrigen Lohnniveaus der Mieter und der rasch wechselnden Arbeitsmarktlage (sofortige Freisetzung der Arbeiter bei schlechter Auftragslage);
- und schließlich die lange vorherrschende Lethargie der Mieter, die die drückenden Umstände als naturgegeben hinnahmen und sich höchstens in sogenannten „Mieterkrawallen“ kurzfristig Luft machten.

Ist das Spannungsfeld, was die Kapitalseite betrifft, relativ durchsichtig, wenn auch äußerst kompliziert, so ist die sozial- und gesellschaftspolitische Seite viel schwerer nachzuvollziehen. Dazu ist es notwendig, die Geisteshaltung der verschiedenen Gesellschaftsschichten nebeneinanderzustellen.

Bis auf die marxistischen Autoren sprechen alle Reformer und Programmatischer von den sozialen Unterschichten, also von der Klientel des Massenwohnbaus, wie von Kindern, die es zu erziehen gilt. Je nach persönlicher Einstellung geht man davon aus, daß es sich „eigentlich“ um gute Menschen handelt, wenn nur die Umstände sie nicht so sehr bedrängten. Oder man sieht sie von vornherein als „Pöbel“, als gefährliche Bestien, die man mit trickreichen Maßnahmen schon in Schach halten oder sogar befrieden könnte.

Diese durch die Bank bürgerlichen Reformer haben aber, scheinbar ohne es zu merken, ein ideologisches Selbstwertproblem. Einerseits sind ihnen die „unteren sozialen Klassen“ so unheimlich, daß sie sie gerne nach eigenem Muster domestizieren möchten. Andererseits ist es ihnen ein Anliegen, daß ein gesellschaftlicher Unterschied zu ihnen selbst gewahrt bleiben soll. Die Mieter sollen zu Sauberkeit, guten Sitten und Familiensinn geführt werden, also „anständige“ Bürger werden. Das aber in eigenen geschlossenen Siedlungseinheiten – Arbeitersiedlungen und -vierteln mit Arbeitertypenhäusern. Alles schön sauber und ordentlich, aber „revolutionssicher“ gebaut. Daher fordern die Philanthropen hohe Standards wie zum Beispiel jedem sein eigenes Klosett, jedem seine eigene Wasserleitung in der Wohnung usf., nicht so sehr wegen der Bequemlichkeit der Mieter, sondern um die „friedliche“ soziale Kleineinheit der Familie zu fördern und der revolutionsträchtigen Zusammenkunft der Mieter vor der gemeinsamen Klosettür oder der Wasserstelle im Hausflur vorzubeugen.

Die meist liberalen Unternehmer wieder bedienen sich einerseits alter patriarchalischer Muster, indem sie die Stammbelegschaft als erweiterte Familie ansehen, für die sie in aller Strenge zu sorgen haben; sie bauen daher Arbeitersiedlungen, oft nach Vorschlägen der bürgerlichen Reformer, kümmern sich aber nicht weiter um die wesentlich zahlreicheren Hilfsarbeitskräfte, die nach Bedarf angeheuert und freigesetzt werden und deren wohnungsmäßiger Verbleib den Unternehmern daher kein Anliegen darstellt. Auch dieser patriarchalischen Einstellung wohnt die ideelle Haltung inne, die die Hebung der Arbeiter zu „anständigen“ Bürgern zum Hauptmotiv sozialen Handelns macht.

Die andere Position, die Unternehmer einnehmen, schützt weniger hehre Motive vor. Sie geht vom schlichten Nützlichkeitsdenken aus, daß nämlich zufriedene, gut untergebrachte Arbeiter, die vielleicht ihre Nahrungsversorgung noch durch etwas Gartenwirtschaft auffetten können, besser arbeiten. Der nützlichste Effekt der Werkswohnung wird denn von dieser Seite auch offen ausgesprochen: Die Koppelung von Arbeitsplatz und Wohnung erhöht bei der herrschenden Wohnungsnot die Schwelle zum Arbeitskampf erheblich. Die Investition in Werkssiedlungen lohnt also schon wegen der erhöhten Sicherheit ungestörter Produktion in der Fabrik.

Und dieser Punkt ist es, der die Autoren der Arbeiterbewegung dazu veranlaßt, die Wohnungsfrage zu einer Nebenfront im Klassenkampf zu verurteilen. Noch 1872 schreibt Engels,<sup>14</sup> daß es ein Unsinn sei, die Wohnungsfrage im einzelnen lösen zu wollen, solange die kapitalistische Produktionsweise existiere. Das erklärt bis zu einem gewissen Grad, warum von Seiten der Betroffenen solange keine Modelle zur Bewältigung der Wohnungsmisere geliefert werden. Dies ändert sich erst, als der „Vierte Stand“ in die Parlamente Einzug hält.

An diesem Punkt muß noch einmal darauf hingewiesen werden, daß diese neue Klasse, die in so bedrängenden Wohnbedingungen lebte, sich wohl auch deshalb so wenig konzeptiv zum Wohnungsproblem äußerte, weil sie selber die Wohnbedingungen, die sie vorfand, als zwar vielleicht schrecklich, aber ihrer Herkunft gemäß selbstverständlich empfand. Diese Menschen waren in der ersten Generation immerhin so etwas wie hoffnungsvolle Flüchtlinge, die sich von der Stadt neue Existenzmöglichkeiten versprachen und die, was die Wohnqualität betrifft, eben nicht irgendwelche netten, idyllischen Häuschen auf dem Lande aufgegeben hatten, sondern viel eher feuchte Strohlager in modrigen Gelassen. Schließlich zogen die Industriezentren ja nicht Großbauern und Gutsherren an, die in prächtigen Höfen und Gütern lebten, sondern verarmte Kleinbauern, Häusler, Taglöhner, Gesinde, die in ihren ländlichen Unterkünften keineswegs auf Rosen gebettet gewesen waren.

Die nächste Generation aber wurde bereits in die überfüllten Mietskasernen hineingeboren, überlebte selbst unter diesen Bedingungen ihr 5. Lebensjahr mit wesentlich größerer Wahrscheinlichkeit<sup>15</sup> als noch ihre Elterngeneration und fand die Situation erst recht ganz normal. Erst das neue Selbstbewußtsein als Arbeiterklasse und die in Aussicht stehende schwer erkämpfte Regierungsbeteiligung dieser neuen Klasse scheint auch einem Selbstbewußtsein als Mie-

<sup>14</sup> Benevolo, Architektur (wie Anm. 1), 187.

<sup>15</sup> Siehe dazu: Birgit Bolognese-Leuchtenmüller, Bevölkerungsentwicklung und Berufsstruktur, Gesundheits- und Fürsorgewesen in Österreich 1750–1918. In: Wirtschafts- und Sozialstatistik Österreich-Ungarns, Bd. 1, Teil 1. Wien 1978.

ter Raum gegeben zu haben. Bis dahin aber – davon muß man wohl ausgehen – hatten gerade die von der Wohnungsmisere am schlimmsten Betroffenen subjektiv andere, dringendere Sorgen.

Der Staat tritt als Bauträger des Massenwohnbaus im 19. Jahrhundert nirgendwo auf den Plan. Gesetzliche Intervention gab es zunächst, wie bereits erwähnt, aus sanitären Gründen. Hygienemaßnahmen und Bauvorschriften, die diese sowie Sicherheitskriterien im Auge hatten, gingen daraus hervor. Ein weiteres Mittel, die Enteignung, wurde zunehmend eingeführt, zunächst wieder mit dem Hauptaugenmerk auf die Sanierung von Elendsvierteln und weiter auf die Stadtplanung und -erweiterung, später, um Baugrund für den Wohnungsbau billig bis gratis zur Verfügung stellen zu können. Vereins- und Genossenschaftsgesetze wurden zwar nicht für das Wohnungswesen erlassen, kamen ihm aber im Sinne der Ermöglichung und Unterstützung von privaten und gemeinnützigen Initiativen und Selbsthilfebewegungen sehr zugute. Schließlich wurden gegen Ende des Jahrhunderts auch direkte Förderungsmaßnahmen der öffentlichen Hand bezüglich des Wohnungsbaus eingeführt. Hierher gehören Steuerbefreiungen und -erleichterungen beim Neubau von Kleinwohnungen und Arbeiterhäusern, sowie die Möglichkeit, günstige und langfristige Kredite für solche Bauvorhaben vom Gemeinwesen zu erhalten. Umfassende Wohnungspolitik, wie wir sie heute verstehen, gab es aber von Staats wegen erst nach dem Ersten Weltkrieg.

Alles bisher Gesagte stellt gewissermaßen den gemeinsamen Nenner dar, der sich in Europa, ausgehend von England und Frankreich, auf dem Wohnbau- und Stadtentwicklungssektor erkennen läßt. Die hier beschriebenen Bedingungen stimmen grundsätzlich für alle europäischen Industrieländer, wenn auch zu verschiedenen Zeiten und mit verschiedenen Färbungen durch jeweilige nationale Tradition.

Die später industrialisierten Nationen profitierten zum Teil von den Erfahrungen, die England und Frankreich gemacht hatten. Zum anderen Teil verfielen sie denselben Irrtümern oder fanden in Teilbereichen ganz neue Strategien.

Eines ist aber mindestens bis zur Jahrhundertwende allgemein verbindend: Die Entwicklung des Wohnungsmarktes bleibt in ihrer Eigendynamik von ständig wachsender Nachfrage gegenüber ungenügendem Angebot dermaßen gefangen in einer Art alltäglichem Notstand, daß jegliche theoretische Überlegung zu Wohnungsreform und Stadtplanung in dieser Zeit ziemlich abgehoben von den tatsächlich anstehenden strukturellen Problemen bleibt, während der Staat bis zur Regierungsbeteiligung der Arbeiterklasse den komplexen Erfordernissen einer umfassenden Wohnungspolitik mit Einzelmaßnahmen ausweicht.

## MASSENWOHNBAU UND ARCHITEKTUR

### Kunsthistorische Perspektiven für eine Alltagsgeschichte der Baukultur

Im vorangegangenen Kapitel war es das Anliegen, die Bewußtseins- und Wahrnehmungsprobleme ins Licht zu rücken, die das 19. Jahrhundert mit den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Implikationen des Phänomens Massenwohnbau hatte, und von denen wir heute weniger weit entfernt sind, als wir gerne denken.

In diesem Kapitel soll nun die Architektur zum Fluchtpunkt der Betrachtungen werden. Wir wissen: Klassizismus – Historismus – Jugendstil stellen im großen Ganzen die Kulisse der Stilgeschichte in der Architektur des 19. bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts. Jede Architekturanthologie gibt darüber anhand von Kirchen, öffentlichen Gebäuden, Villen und ähnlichem formale Aufklärung bis ins Detail. Von jener Bausubstanz, die zu dieser Zeit aber vornehmlich entstand und die auch heute noch die Zahl aller „besonderen“ Gebäude bei weitem überwiegt – dem Massenwohnbau also – hört man bestenfalls, daß es ihn gab. Kaum jemand hat sich der formalen Beschreibung und Wertung dieser Architektur je wohlwollend genähert und die Methode der Kunstbetrachtung darauf angewandt. Man stößt auch heute noch allerorten auf grenzenlose Verwunderung, wenn man Massenwohnbau ausgerechnet mit Kunstgeschichte in einem Atemzug nennt.

Diese Haltung kommt nicht von ungefähr. Schon dem zeitgenössischen Durchschnittsbeobachter war die Wahrnehmung und Annahme des Phänomens Massenwohnbau verwehrt aus Gründen, die Gegenstand des vorangegangenen Kapitels waren. Erst recht konnte der „kunstsinnige“ Beobachter jener Zeit den Massenwohnbau unmöglich als Architekturphänomen ins Auge fassen. Zu sehr war jegliche „Kunst“-Wahrnehmung noch vom „klassischen Geist“ und hehren Idealen geprägt, die Kunst nie und nimmer mit Massen – noch dazu unterer Gesellschaftsschichten – in Verbindung bringen konnte.

Die Kunstgeschichte selber, wenn man sie mit Winckelmann beginnen lassen will, steckte ja noch einigermaßen in den Kinderschuhen und hatte alle Hände voll mit der Klassifizierung des „Besonderen“ aller Epochen zu tun. Und die Architektur galt ihr neben Malerei und Plastik als eine ihrer Königsdisziplinen. Daß unter diesen Umständen der zeitgenössische Wohnbau keine Beachtung finden konnte, liegt nahe. Das Beklemmende ist vielmehr, daß sich daran seither kaum etwas geändert hat. Polemisierend könnte man sagen: Man sieht es dem Massenwohnbau an, daß seine Hervorbringungen von Anfang an nicht für Architektur gehalten worden sind. Man hat dadurch versäumt, ihn im Sinne der Kunstgeschichte als Architekturphänomen sehen zu lernen.

Heute gibt es – der herkömmlichen Methode der Kunstgeschichte folgend – immerhin einige Ansätze, sich mit den „besonderen“ Beispielen des Massenwohnbaus auseinanderzusetzen. So sind wenigstens die „Glücksfälle“ der Wohnbauproduktion ins Blickfeld gerückt worden – etwa Bauhaus- und Werkbundsiedlungen, oder der Wohnbau der Gemeinde Wien in der Zwischenkriegszeit. Das sind aber die spektakulären Lösungen, die nicht einmal dem sprichwörtlichen Tropfen auf dem heißen Stein entsprechen. Diesen Solitären gegenüber versinkt die Möglichkeit, innerhalb der Durchschnittsproduktion die gute Qualität von der schlechten zu scheiden, erst recht wieder in der unbeschreiblichen Menge dessen, was seit mehr als hundert Jahren auf diesem Sektor gebaut wird.

Der Laie hilft sich heute wie damals damit, die modernen Siedlungen und Viertel, in denen er oft genug selber wohnt, möglichst nicht unter dem Aspekt wahrzunehmen, daß es sich hier um Häuser handelt, die architektonisch bewertbar sind. Statt dessen beschränkt man sich heute darauf festzustellen, ob die Wohnung groß genug ist, der Balkon nach Süden geht oder ob die Heizkosten zu drosseln wären, wenn an den Außenwänden Isolierplatten angebracht würden. Gleichzeitig huldigt man der „guten alten Zeit“ heutzutage damit, daß man die Rasterviertel der Gründerzeit schön und eine Altbauwohnung – sofern renoviert – erstrebenswert findet.

Der „kunstsinnige“ Betrachter aber wendet noch heute den Blick mit Grauen vom Massenwohnbau ab und wartet auf den nächsten Architekturkandal, der mit Sicherheit pünktlich losbricht, wenn in der Altstadt ein neues Haus gebaut werden soll.

Ein entmutigendes Unterfangen also, vor dem Hintergrund dieser Stimmung einer Kunstgeschichte des Massenwohnbaus auf die Sprünge helfen zu wollen. Dennoch: Gewisse Erkenntnisse lassen sich auch aus der Tatsache ziehen, daß ein bestimmtes Phänomen – der Massenwohnbau – unter einem bestimmten Aspekt – dem der Baukunst – nicht beschrieben wird; daß es durch mangelnde wohlwollende Aufmerksamkeit beharrliche Vernachlässigung in der formalen Bewertung erfährt; daß es schließlich im Großen und Ganzen sich selbst, den Marktmechanismen, der Bautechnik und damit in gewissem Sinn der Verwahrlosung überlassen wurde, die dann umso heftigere negative Aufmerksamkeit erregt.

Aus der Geschichte der Aufspaltung von Kunst und Wissenschaft, von „akademischer“ Architektur und „Zivil“-Technik läßt sich verstehen, wie gerade dieser Teil unserer architektonischen Umwelt bei der Kunstbetrachtung ins Abseits geraten ist.

Aus der endlosen Liste von Vorwürfen, die zu allen Zeiten gegen den Massenwohnbau erhoben worden sind, ebenso wie aus der langen Liste der Lösungsvorschläge lassen sich Schlüsse ziehen, die Bewertungskriterien in ar-

chitektonischer Hinsicht einführen können. Und nicht zuletzt gibt es heute ein Vergleichsmaterial an Bausubstanz, das mehr als hundert Jahre Massenwohnbau umfaßt. Damit eröffnet sich die Möglichkeit, die Anpassungsfähigkeit dieser Architektur an geänderte gesellschaftliche Bedürfnisse zu überprüfen. Damit erschließen sich Bewertungskriterien, die weit über das Ästhetische hinausgehen. Ein Einstieg in die Alltagsgeschichte der Baukultur tut sich damit auf.

Es sollte daher heute auch in architektonischer Hinsicht möglich sein, in einem phänomenologischen Verfahren die bisherige Geschichte des Massenwohnbaus auf einen halbwegs allgemein anwendbaren Nenner zu bringen. Ein solcher Versuch muß sich – ebenso wie im vorangegangenen Kapitel bezüglich der Wirtschafts- und Sozialgeschichte – vor einer Wiederholung irgendwelcher längst bekannter Daten der Architekturgeschichte hüten und statt dessen Perspektiven finden, die dem strukturellen Verständnis dieser Architektur Raum verschaffen.

### **Blickpunkte auf ein Alltagsphänomen**

Ein konstantes Merkmal des Massenwohnbaus war von allem Anfang an seine Anonymität – selbstverständlich die der Bewohner, nicht weniger aber die der Erbauer. Bis herauf ins 20. Jahrhundert hat sich kaum je ein nach den Maßstäben der herkömmlichen Architekturgeschichte namhafter Architekt im Massenwohnbau hervorgetan. Diese bemerkenswerte Abstinenz der Baukünstler betreffend den Wohnbausektor ist Ausdruck eines Schismas zwischen Akademie und Baupraxis, das die rasant steigenden Markterfordernisse der Wohnbauproduktion in allen Industrieländern zur gegebenen Zeit mit sich brachten.

In dieser Phase erblüht an den Akademien die Architekturtheorie. Der klassizistische und historistische Formenschatz wird entwickelt und den verschiedenen Bautypen zugeordnet. Ein noch nie dagewesenes Repertoire an architektonischen Möglichkeiten schafft die Voraussetzung für endlose Dispute. Der Streit um die Vereinbarkeit oder Verschiedenheit von Kunst und Wissenschaft, sprich Architektur und Technik, nimmt auf akademischem Boden kein Ende.

Währenddessen werden unzählige Wohnhäuser für die industriellen Ballungszentren gebaut. Von Maurermeistern, Baumeistern, bestenfalls von Ingenieuren. Also von Praktikern. Und nachdem das Kleinwohnungshaus nicht an den Akademien gehandelt wird, entwickelt sich hier ein Bautyp sozusagen unbeaufsichtigt. Kommentiert von Laien, deren Hauptanliegen keineswegs die Ästhetik der Architektur ist.

Die Kriterien, aus denen das Baugewerbe den Bautyp des Massenwohnhauses zu entwickeln hatte, ergaben sich zum allergeringsten Teil aus architektonischen Vorgaben; egal ob es sich dabei um Massenwohnhäuser im Sinne von vielen einzelnen Kleinhäusern handelte oder im Sinne von Großobjekten mit vielen Kleinwohnungen unter einem Dach. Ausschlaggebend für die Form waren Vorgaben von hygienischen Standards, Bauvorschriften über die Bebauungsdichte, Feuersicherheitsmaßnahmen u.ä. sowie wirtschaftliche Rahmenbedingungen auf der einen Seite, auf der anderen lokale Traditionen des Bauens sowie die zahlreichen Sammlungen von eklektizistischem Dekorvokabular, die von den Akademien ausgehend rasche Verbreitung als Musterbücher fanden.

Die entwerfenden Baumeister und Ingenieure wußten sich dieser eklektizistischen Formensprache natürlich zu bedienen, da sie ja Erfahrung mit der Umsetzung und Ausführung von Architektenplänen mitbrachten. Damit bewegten sie sich mit großer Selbstverständlichkeit innerhalb der neuen Aufgabe und waren auf ihre Weise die ersten richtigen Funktionalisten. Während an den Akademien zum Beispiel die Frage diskutiert wurde, ob ein klassizistisches Giebelfeld überhaupt eine Daseinsberechtigung hätte, wenn dahinter kein Dach ist, dachten die Erbauer von Arbeiterhäusern von vornherein gar nicht daran, diesen zusätzlich möglichen Dachraum etwa zu verschenken.

Die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen, die ein so bedeutsames Kriterium der Baupraxis waren, führten weiters zu einer relativen Sparsamkeit in der Fassadengestaltung. Die kleineren Objekte sind daher oft genug von einer schlichten, funktionellen Eleganz, geradezu klassisch, da die Statik ja noch zusätzlich zu symmetrischen Lösungen einlädt.<sup>16</sup>

Die urbanen Großobjekte in Block- und mehr noch jene in Rasterverbauung können solches weniger für sich in Anspruch nehmen. Hier gibt es meist eine durch reichhaltigen Dekor völlig irreführende Straßenfassade, deren Funktion es wohl hat sein sollen, im städtebaulichen Sinn der jeweiligen Straße ein „besseres“ Aussehen zu verleihen und damit einem imaginären Fremden den Eindruck zu vermitteln, die armseligen Leute, die hier ein- und ausgingen, seien rein zufällig in der Gegend. Daher offenbart sich bei solchen urbanen Massenwohnhäusern die Funktionalität und ihr architektonischer Ausdruck erst in den meist zahlreichen und wenig gepriesenen Hinterhöfen. Dennoch finden sich gerade hier architektonische Lösungen, die im Wohnbau seither immer wieder aufgenommen werden.

Fraglos konnte und wollte man das seinerzeit durch das schreckliche Elend der Bewohner nicht sehen, später nicht aus Erinnerung an eben dieses Elend. Die Revitalisierungsmaßnahmen von heute aber geben die Möglichkeit, unbe-

<sup>16</sup> Vgl. S. 151 ff., die Doppelhäuser in der Kleinmünchner Schnopfhaugenstraße.

fangen durch das frühere Wohnungselend die Architektur als solche zu sehen; Baulücken und Teilabbrüche verschaffen den nötigen räumlichen Abstand und damit überraschende Einblicke, die diese „Hinterseite“ des frühen Massenwohnbaus in neuem Licht erscheinen lassen. Die Modernität und gleichzeitig die Ungebrochenheit alter Bautraditionen kommt hier, an dieser Hinterseite, unverhüllt von Stuck und falscher Pracht deutlich zum Ausdruck.

Immer unter der Annahme, daß die sparsamste Variante den Vorzug hatte, gab eben dieses Moment zusammen mit dem Zwang, derartig große Wohnseinheiten möglichst funktionell zu organisieren architektonische Impulse, die richtungsweisend für die Moderne wurden. Hier finden sich die ersten Flachdächer; die Unterbringung von Werkstätten und Lagerräumen in den Höfen ließ die ersten „Terrassenhäuser“ entstehen. Das Glasdach drängte sich auf, sei es zur teilweisen oder gesamten Überdachung eines großen Hofes, sei es zur indirekten Beleuchtung der Stiegenhäuser.

Überhaupt verlangten diese relativ hohen und aus vielen kleinen Wohnungen bestehenden Häuser ein wohldurchdachtes Verteilersystem. Die Lösung der Stiegenhäuser und Gangsysteme brachte ein Vielfalt an architektonischen Formen hervor.

Eine frühe Variante, die sich hauptsächlich in milderen Klimazonen durchsetzen konnte, war das Laubenganghaus,<sup>17</sup> das auf die Idee der Arkadenhöfe früherer Zeiten zurückgreift. Dank der neuen Baumaterialien und deren konstruktiven Möglichkeiten macht es auf den ersten Blick jedoch einen gänzlich anderen Eindruck: Gußeisen ermöglichte es, die Gänge sozusagen freischwebend rund um die Höfe zu ziehen. Vertikale Verbindungen waren kaum nötig. Ein lockeres Netz von Gängen, Gittern und Treppen liegt vor der Fassade. Die Wohnungen sind einzeln direkt über die Gänge zu erreichen. Der Nachteil dieser Lösung ist hauptsächlich witterungsbedingt – im Norden sind damit nicht nur die Wohnungen der Kälte direkter ausgesetzt, im Winter ist dieses System lebensgefährlich, denn die Gänge und Treppen vereisen blitzschnell. Dennoch gibt es auch in unseren Breiten solche Häuser, und zwar mit glasverdachten Höfen, wie die vielzitierten „Familistères“ in Guise (Belgien).<sup>18</sup> Die Lösung setzt sich aber in diesen Gegenden zu ihrer Zeit nicht durch. Heute allerdings wird sie wieder aufgegriffen, bei niedrigeren und kleineren Objekten, den so genannten „Atriumhäusern“ mit ihren glasverdachten Wohnhöfen.

Eine andere Variante, die in unseren Breiten zweckmäßiger war, brachte ein breites Spektrum an Bauformen hervor. Wieder war wohl der Wunsch nach

<sup>17</sup> Siehe dazu: M. Steinmann, Das Laubenganghaus. In: Archithese 12/1974, 3–12.

<sup>18</sup> Peter Haiko und Hannes Stekl, Architektur in der industriellen Gesellschaft. In: Geschichte und Soziakunde, Bd. 6, Architektur und Gesellschaft von der Antike bis zur Gegenwart. Salzburg 1980, 256.

Sparsamkeit der Vater des Gedankens: Das Stiegenhaus sollte im Baukörper möglichst keinen Platz wegnehmen. Also wurde es kurzerhand isoliert und vorgelagert, ähnlich den alten Treppentürmen.<sup>19</sup> Je nach der Art der Treppe sind diese Vorbauten im Grundriß halbrund oder eckig. In beiden Fällen gliedern sie gewollt oder ungewollt die rasterförmige Fensterfläche der jeweiligen Fassade. Besonders die runden Treppentürme setzen dabei reizvolle Akzente durch die schräg entlang der Spindeltreppen versetzten Fenster. Die eckigen Vorbauten wiederum luden offenbar bald dazu ein, den Wirtschaftsbalkon zu erfinden, der jeweils im Halbgeschoß vom Treppenabsatz her zugänglich war. Überhaupt sind die kleinen Einzelbalkone und -loggien eine Entwicklung jener Zeit, die aus dem weiteren Wohnbaugeschehen nicht wegzudenken ist.<sup>20</sup>

Ein weiteres bis heute typisches Merkmal des Massenwohnbaus wurde in den Hinterhöfen der Zinskasernen geboren, nämlich der Einsatz der nackten Fensterfläche als architektonisches Gestaltungselement.<sup>21</sup> Wiederum scheint dies nicht ursprünglich aus baukünstlerischen Erwägungen hervorgegangen zu sein, sondern aus Vorgaben der Zweckmäßigkeit. Bald aber taucht es – zunächst bei kleineren Objekten – auch an der Hauptfassade auf. Spätestens dem Bauhaus wird es zu einem der wichtigsten Gestaltungsmittel jeder Fassade.

Schmucklose, zweiachsige Fenster in den Höfen sind zunächst die Norm und scheinbar auch etwas, das um jeden Preis erhalten werden mußte. Denn wie sonst läßt sich erklären, daß für die Abortfenster zunächst die etwas zwanghafte Lösung gefunden wird, die je einachsigen Fenster zweier nebeneinanderliegender Aborte so eng an die Trennmauer zu legen, daß zur Not noch der Eindruck eines „normalen“ Fensters entsteht? Im nächsten Schritt scheint man das einachsige, schmale Fenster an den Seitenwänden der Treppentürme zu tolerieren, wohin man die Aborte verlegt. Bald aber ist es doch soweit, daß Leben in die Fensterlandschaft der Hoffassaden kommt: Einachsige, zweiachsige, ja dreiachsige<sup>22</sup> Fenster finden Verwendung. Sie erlauben eine sinnvolle Steuerung der Lichtverhältnisse im Inneren der Wohnungen ebenso wie eine bessere Ausnutzung der Ecken zum Stellen der Möbel. Auch müssen die Fenster jetzt nicht mehr alle gleich hoch sein. So ergibt sich aus der Funktionalität der Wohnungsgrundrisse über die Fenster zunehmend eine Rhythmisierung der Fassade.

<sup>19</sup> Vgl. S. 160 ff., die Häuser der Kleinmünchner Siedlung von 1914 oder S. 183 ff., das große Arbeiterhaus der Firma Franck an der Wüstenrotstraße.

<sup>20</sup> Vgl. S. 189 f., die hofseitigen Wirtschaftsbalkone am Franckschen Haus an der Wüstenrotstraße und S. 201 ff., die Treppenhausbalkone und -loggien der Staatsbahnsiedlung.

<sup>21</sup> Vgl. S. 134 ff. und S. 160 ff., die Entwicklung von der Notlösung zum Gestaltungselement an den Häusern Spinnereistraße 17–19 und 23.

<sup>22</sup> Vgl. auch dazu S. 160 ff., Spinnereistraße 23 mit den dreiachsigen Treppenhausfenstern.

Mit Sicherheit ließen sich in den Hinterhöfen des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts noch etliche Vorläufer der Moderne und des Funktionalismus finden, die den Blick auf den Massenwohnbau als Aspekt der Baukunst schärfen könnten.

Ein anderes signifikantes Merkmal des Massenwohnbaus ist die Tendenz zur Typisierung, die dieser Architektur bis heute – und oft genug zurecht – den Vorwurf der Eintönigkeit einträgt.

Es ist leicht nachzuvollziehen, daß es im Gefolge der allgemeinen Entwicklung der Massenproduktion auch auf dem Bausektor zum Phänomen der Standardisierung kam. Wieder ist zunächst nicht das architektonische Anliegen vorrangig – Bautechnik und Ökonomie stehen Pate. Und trotzdem wird damit ein weiterer Grundstein moderner Architektur gelegt. Als im Zuge der allgemeinen Euphorie über die Möglichkeiten der industriellen Produktion die Weltausstellungen um sich griffen, fand sich alsbald neben Maschinen, Stoffen und Möbeln aller Art das sogenannte „Musterhaus“ dem Publikum dargeboten.

Dieses Musterhaus war anfänglich meist ein Einfamilienhaus, das den Mindestanforderungen einer Arbeiterfamilie entsprechen sollte. Seine eigentlichen Zwecke – klein, billig und funktionell im Grundriß – verbargen sich oft noch schamhaft hinter meist recht hilflosen Versuchen, die Außenansicht mittels allerhand folkloristischem Schnickschnack „hübsch“ erscheinen zu lassen. Dennoch sind diese ersten Musterhäuser legitime Vorfahren der Moderne – etwa von Le Corbusiers „Pavillon de l’Esprit Nouveau“ auf der Exposition des Arts Décoratifs et Modernes von 1925. Dieser Pavillon stellte eine Typenwohnung dar, die sowohl ein Einzelhaus als – beliebig oft über- und nebeneinanderge stellt – ein Großwohnhaus ergab.<sup>23</sup>

Solch radikale Additionsverfahren gab es zwar bei den Musterhäusern des 19. Jahrhunderts noch nicht. Ebensowenig aber begnügte man sich lange mit dem als Gartenlaube verbrämt Einfamilienhaus. Bald gab es Vorschläge für sogenannte Doppelhäuser, und der Ehrgeiz, Grundrisse zu entwickeln, die billige und gesunde Mehrfamilienhäuser ermöglichen sollten, trug Früchte. Die sogenannte „Typenwohnung“ und in der Folge das „Typenhaus“, das sich aus solchen Wohnungen zusammensetzte, waren damit erfunden. Diese Prototypen waren in ihrem Äußeren „ehrlicher“, denn dank der Typenwohnungen ergab sich zusammen mit dem Stiegenhaus ein funktional einsichtig geglie derter Baukörper. In Handbüchern für Baumeister fanden diese Typenhäuser und -wohnungen und ihre Variationsmöglichkeiten rasche Verbreitung.

Einerseits konnte man sich mit Hilfe dieser Musterbücher – namentlich für kleinere Objekte – jegliche eigene Planung (und damit Zeit und Geld) sparen,

<sup>23</sup> Vgl. dazu auch Benevolo, Architektur (wie Anm. 1), Bd. 2, 87.

indem man ein, zwei oder drei Haustypen daraus für eine Siedlung auswählte,<sup>24</sup> ähnlich wie Kleider aus einem Modekatalog. Andererseits aber bot eben diese Typisierung sowohl der Wohnungen als der Häuser Möglichkeit und Anstoß zum individuellen Experiment durch Kombination, Modifikation, durch Ausstattung und Anpassung an lokale Traditionen.

Die Musterbücher sind sachlich orientiert. Sie geben Auskunft über Grundrißtypen, Baustoffe, sanitäre Einrichtungen, Finanzierungs- und Verwaltungsmodus. Sie verstehen sich als praktische Anleitung zum gesunden und billigen Bauen.<sup>25</sup>

- 
- <sup>24</sup> Wie etwa bei der Kleimünchner Siedlung der zweiten und dritten Bauphase, siehe S. 134 ff. und 163 f.
- <sup>25</sup> Heinrich Albrecht und A. Messel, *Das Arbeiterwohnhaus. Gesammelte Pläne von Arbeiterwohnhäusern und Ratschläge zum Entwerfen von solchen auf Grund praktischer Erfahrung*. Berlin 1896. Rudolf Eberstadt, *Handbuch des Wohnungswesens und der Wohnungsfrage*. Jena 1917. Carl Johannes Fuchs (Hrsg.), *Die Wohnungs- und Siedlungsfrage nach dem Kriege. Ein Programm des Kleinwohnungs- und Siedlungswesens*. 1918. Daniel v. Junk, *Wiener Bauratgeber. Allgemeine Arbeits- und Materialpreise im Baufache für den Bereich der Österreichisch-Ungarischen Monarchie*. 1880. Hans Kampffmeyer, *Die Gartenstadtbewegung in ihrer Bedeutung für die Bekämpfung des Alkoholismus*. Reutlingen 1911. L. Klasen, *Die Arbeiterwohnhäuser in ihrer baulichen Anlage und Ausführung sowie die Anlage von Arbeiter-Kolonien*. Leipzig 1879. H. Malachowski, *Anlage, Einrichtung und Bauausführung ländlicher Arbeiterwohnungen. Nach Bauplänen des Königlich Preußischen Ministeriums für Landwirtschaft, Domänen und Forsten und der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft*. Berlin 1894. Rudolf Manega, *Die Anlage von Arbeiterwohnungen vom wirtschaftlichen, sanitären und technischen Standpunkte mit einer Sammlung von Plänen der besten Arbeiterhäuser Englands, Frankreichs und Deutschlands*. Weimar 1883. H. Christian Nußbaum, *Bau und Einrichtung von Kleinwohnungen*. In: *Schriften der Centralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen*. Heft 20. Berlin 1901. Karl Ernst Osthaus u. a., *Die künstlerische Gestaltung des Arbeiterwohnhauses*. In: *Schriften der Centralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen*. Heft 29. Berlin 1906. Camillo Sitte, *Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen*. In: *Schriftenreihe des Instituts für Städtebau, Raumplanung und Raumordnung. Technische Hochschule Wien*. Bd. 19. Nachdruck der 3. Auflage. Wien 1901 und des Originalmanuskriptes aus dem Jahre 1889. Wien-New York 1972. Siegfried Sitte, *Städtebau und Bauordnung. Vorschläge zur Ausgestaltung städtischer Ansiedlungen und zur Reform der Bauordnung in Österreich*. In: *8. Schrift des Bundes österreichischer Bodenreformer*. Wien 1926. Karl Schmidt, *Kleinhaus und großes Mietshaus („Mietskaserne“)*. In: Carl Johannes Fuchs, *Die Wohnungs- und Siedlungsfrage nach dem Kriege. Ein Programm des Kleinwohnungs- und Siedlungswesens*. 1918, 194–212. Fritz Schumacher, *Die Kleinwohnung. Studien zur Wohnungsfrage*. Reihe Wissenschaft und Bildung. Leipzig 1917. Bruno Taut, *Die Grundrißfrage*. In: *Wohnungswirtschaft*. 1928, 311–317. Rudolf Vogel, *Das amerikanische Haus. Entwicklung, Bedingungen, Aufbau, Einrichtung, Innenraum und Umgebung*. 2 Bde. Berlin 1910. Alexander Voigt und Paul Geldner, *Kleinhaus und Mietskaserne. Eine Untersuchung der Intensität der Bebauung vom wirtschaftlichen und hygienischen Standpunkte*. 1905. Wilhelm Wagner, *Der praktische Baurechner. Handbuch zur Anfertigung von Bauanschlägen*. 1878. K. Weissbach und M. Mackowsky, *Das Arbeiterwohnhaus*. O. O. u. o. J.

Aber je mehr gebaut wird, desto heftiger werden natürlich allenthalben auch die Mängel, Unzulänglichkeiten, Irrwege und Mißstände registriert, die der Massenwohnbau scheinbar mit sich bringt. Und hier setzen die sogenannten Wohnungsreformer an. Ihre Haltung wurde im ersten Kapitel dieses Abschnitts besprochen: Die Reformer ergreifen Partei. Die zahllosen Publikationen aus dieser Richtung sind Programme. Programme gegen den Alkoholismus, gegen den Sittenverfall, gegen mangelnde Hygiene und daraus folgende Krankheiten, Programme für mehr Licht, Luft und Sonne, für billigere Mieten, für ein menschenwürdiges Wohnen.

Es ist sehr heikel, Programme zu bewerten, noch dazu, wenn sie aus einer anderen Zeit stammen. Programme werden mit emotionellem Engagement geschrieben und verleiten daher zunächst unumgänglich dazu, sie ebenso emotional zu rezipieren. Unwillkürlich ergreift jeden Menschen, der den heutigen emanzipatorischen Sozialanspruch vertritt, bei vielen dieser Programme ein empörtes Schaudern. Das darf jedoch den Blick nicht vernebeln: Die Programme sprechen Mißstände an. Und wenn sie auch – nicht nur aus ihrer zeitgenössischen politischen Haltung heraus, sondern auch aus der Tatsache des geringen Abstandes, den sie in jeder Hinsicht zu ihrem Thema haben – oft falsche Kausalketten und schiefe Ableitungen bemühen, so sind diese Programme doch jenes Laboratorium, aus dem schließlich jede nachfolgende Wohnungspolitik hervorging.

Und hauptsächlich in dieser Funktion haben sie auch architektonische Folgen. Denn die baukünstlerischen Anregungen, die die Autoren geben, die meist alles andere als Architekten waren, beschränken sich ungefähr darauf, für oder gegen dekorative Außengestaltung des Arbeiterhauses zu votieren. Die wirklichen architektonischen Impulse, die diese Programme setzen, schlagen erst durch, als Architekten und Planer versuchen, die angeprangerten Mißstände funktionell zu orten und aus dem architektonischen Konzept heraus zu beseitigen.

Eines dieser Programme, die sich wie die Verheißung des Gelobten Landes lesen, die wenig zur Architektur des einzelnen Hauses sagen und dennoch bis heute ungebrochen Impulse zur Entwicklung immer neuer Bautypen geben, ist die 1898 erschienene Publikation „Tomorrow, a Peaceful Path to Real Reform“ von Ebnezer Howard. Bis heute bekannt ist dieses Programm und die Impulse, die es setzte, unter dem Namen „Gartenstadt“.<sup>26</sup>

Es ist übrigens diese reichhaltige Reaktion auf den Massenwohnbau in Gestalt von Reformvorschlägen ebenfalls ein Symptom, das den Wohnbau seit seinen Anfängen begleitet. Spätestens seit dem Ende des 19. Jahrhun-

<sup>26</sup> Vgl. dazu auch Benevolo, Architektur (wie Anm. 1), Bd. 1, 414.

derts, als Architekten beginnen, an dieser Diskussion teilzunehmen, wirkt es sich auch nachhaltig auf die Architektur als solche aus. Seit der Gründung der CIAM (Congrès Internationaux pour l'Architecture Moderne) 1928 stehen internationale Architekten- und zunehmend auch spezifische Wohnbaukongresse und -symposien auf der Tagesordnung. Eben daraus hat sich allerdings neuerlich ein Schisma entwickelt – nämlich zwischen Fachwelt und Öffentlichkeit, die engagierten Diskussionen aneinander vorbeiausgetragen.

Keine Arbeit über den Wohnbau, die sich mit dessen Geschichte befaßt, kann letztlich an den sogenannten Utopisten des 18. und frühen 19. Jahrhunderts vorbeigehen. Ihre Visionen finden sich auch in fast jeder Architekturanthologie. Selten wird dort jedoch soweit darauf eingegangen, daß wirklich klar wird, was diese Ideen für die weitere Entwicklung des Massenwohnbaus bedeutet haben. Vielmehr scheinen diese Projekte, bzw. Modelle meist chronologisch oder thematisch eingereiht auf, was weder ihrer inneren Absicht noch ihrer späteren Wirkung gerecht wird. Naturgemäß werden die Ideen der Sozialutopisten in der Literatur der Gesellschaftswissenschaften differenziert dargestellt und eingeordnet.

Die drei Hauptproponenten, die unter dem Stichwort „Utopisten“ besprochen werden, sind: Nicolas Ledoux mit seiner Salinenstadt Chaux (ab 1773), Robert Owen mit seinem „Village of Harmony“ von 1817 und dem Projekt „New Harmony“ von 1825 und Charles Fourier mit den Volkspalastanlagen, denen er den Namen „Phalanstères“ gab (1808).<sup>27</sup>

Der einzige, der aus architektonischer Sicht die Bezeichnung „Utopist“ verdient, ist Ledoux, der auch im Gegensatz zu den anderen Architekten ist. Sein Entwurf für Chaux ist ein Idealstadtentwurf reinster Tradition, die Anlage architektonisch bis ins Detail durchgestaltet. Besonders die Einzelhäuser, etwa das Kugelhaus des Flurwächters, haben in der Geschichte der utopischen Architektur ihren festen Platz. Bei Ledoux ist es tatsächlich die Architektur, die Ausdrucksmittel und Bedeutungsträger eines neuen Weltbildes ist. Als formales Vorbild für den Massenwohnbau aber war sein Ansatz nicht praktikabel.

Dafür haben die „Sozialutopisten“ Owen und Fourier<sup>28</sup> als Nicht-Architekten die besseren Voraussetzungen mitgebracht. Das nimmt nicht weiter Wunder, wenn man bedenkt, daß der Massenwohnbau im 19. Jahrhundert ja auch nicht ein Anliegen der Architekten war.

<sup>27</sup> Ebenda, 197 ff.

<sup>28</sup> Vgl. auch: Franziska Bollerey, Architekturkonzeptionen der Utopischen Sozialisten. Phil. Diss., FU Berlin 1974, und Franziska Bollerey und Kristina Hartmann, Kollektives Wohnen. Theorien und Experimente der utopischen Sozialisten Robert Owen (1771–1858) und Charles Fourier (1772–1837). In: Archithese 8/1973, 15–26.

Weder Owen noch Fourier hatten den Ehrgeiz, die Baukunst zu neuen Ufern zu führen. Daher bewegten sich ihre Entwürfe innerhalb einer traditionellen Formensprache, die leicht zu rezipieren war. Die wichtigen Impulse, die sich aus diesen Entwürfen tatsächlich für den weiteren Massenwohnbau ergeben, lagen in der wohldurchdachten Anlage der verschiedenen Baukörper und der ihnen zugesetzten Funktionen. Und dies wiederum resultierte aus den sozialen, ökonomischen und philosophischen Überzeugungen, mit denen Owen und Fourier den Erfordernissen der neuen Zeit begegneten wollten.

Wenn auch weder Owens noch Fouriers Visionen – namentlich in bezug auf die ideale Verbindung von Produktions- und Wohnanlage – je vollständig verwirklicht wurde, so sind doch ihre Ideen bis heute im Wohnbaugeschehen wirksam. Die Formen, die sie ihren Ideen architektonisch zudachten, wirken ebenfalls bis heute weiter: Owens Siedlungsrechteck ist eine Grundform der Kleinsiedlung überhaupt geworden;<sup>29</sup> Fouriers Volkspalastidee findet sich vielfach aufgegriffen im sozialen Wohnbau, und zwar überall dort, wo die gesellschaftliche Bedeutung der Arbeiterklasse dokumentiert werden soll. Ein Paradebeispiel dafür ist der Karl-Marx-Hof aus der Zeit des Roten Wien,<sup>30</sup> auf ihre Weise aber auch die Linzer Staatsbahnsiedlung.<sup>31</sup> Teil einer recht umfassenden, wenn auch modifizierten und in kleinerem Maßstab ausgeführten Verwirklichung von Fouriers sozialphilosophischem Konzept sind die schon erwähnten „Familistères“ in Guise, mit deren Bau der belgische Industrielle Jean Baptiste Godin 1859 begann.

Vermutlich gibt es noch unzählige weitere Perspektiven, durch die sich das Phänomen Massenwohnbau für die Kunstgeschichte erschließen lässt. Die Methode, mit der man sich dieser Architektur nähern muß, um ihre Qualität zu erfassen, ist die Methode, deren Grundregeln sich jede Alltagsgeschichte bedienen muß: sich trennen von jeglichem Wunsch, etwas Besonderes finden zu wollen; sich hüten, etwas Berühmtgewordenes zu lange anzusehen. Nur so schärft sich der Blick für Substanz und Struktur eines Alltagsphänomens, nur so enthüllen sich in diesem Fall die sehr wohl vorhandenen architektonischen Qualitäten des Massenwohnbaus.

Die Moderne in der Architektur hat im Massenwohnbau ebenso viele Wurzeln – vielleicht sogar bestimmendere – wie in den Meisterwerken der herkömmlichen Architekturgeschichte.

<sup>29</sup> Vgl. z. B. S. 225 ff. und 245 f., die Siedlungsanlage der Schiffswerft.

<sup>30</sup> P. Haiko und M. Deissberger, Die Wohnhausbauten der Gemeinde Wien 1919–1934. In: Archithese 12/1974, 49 ff.

<sup>31</sup> Vgl. die Kapitel über die Personalhäuser der Staatsbahnwerkstätten (S. 193 ff.) und die Gartenstadt (S. 245 f.).

Aus dieser Perspektive kann sich sogar die Erkenntnis ergeben, daß der Massenwohnbau jener Zeit in Wirklichkeit das „missing link“ darstellt zwischen der Architektur des 19. Jahrhunderts und der angeblich so unvermutet plötzlich hervorgebrochenen Moderne, deren Träger die Avantgarde des beginnenden 20. Jahrhunderts war. Um das wahrnehmen zu können, muß man aber in „Niederungen“ hinabsteigen, denen man von vornherein die Bezeichnung „Baukunst“ beim besten Willen nicht zusprechen kann.

## EIN PHÄNOMENOLOGISCHER ZUGANG

### Über die Sprachlosigkeit

Ging es bislang um den Versuch, die historische Problematik des Massenwohnbaus atmosphärisch zu erschließen, so ist es nun die Aufgabe, die daraus gewonnenen Perspektiven praktisch anzuwenden. Das heißt, eine Sprache zu finden für ein bislang viel kommentiertes, jedoch kaum ernsthaft beschriebenes architektonisches Phänomen.

Eine primär kunsthistorisch motivierte Arbeit zum Thema Massenwohnbau muß grundsätzlich Bedacht nehmen, von ihrem konkreten Gegenstand, dem Haus, nicht abzudriften. Gerade das „Massenwohnhaus“ lädt wie kein anderer Bautyp dazu ein, es als Bauwerk aus den Augen zu verlieren: Zu vielfältig und interessant sind die politischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Momente, denen es seine Existenz verdankt; zu wenig attraktiv scheint im Vergleich dazu sein Äußeres. Daher produziert eine Befassung mit dem Massenwohnbau immer eher eine Universalgeschichte der fraglichen Zeit als eine Architekturanalyse des konkreten Baukörpers.

Ein Massenwohnhaus ist aber keineswegs eine unscheinbare und damit vernachlässigbare Begleiterscheinung der Geschichte der letzten hundertfünfzig Jahre. Daß es so zu sein scheint, ist das Verdienst einer zwar in ihren Anfängen verständlichen und berechtigten, aber doch längst überfälligen Einstellung, daß nämlich Architektur dort begänne, *wo der Bauwille über Notwendigkeit und über Nützlichkeitserwägungen hinausgeht*<sup>32</sup>. Diese grundsätzlich elitäre Definition scheint sogar nachhaltig Eingang gefunden zu haben in öffentliche Meinung und verbetont buchstäblich jeglichen Ausblick auf den Massenwohnbau als – auch kunsthistorisch relevantes – Architekturphänomen.

In dieser Arbeit dienen vier Linzer Arbeitersiedlungen der Jahrhundertwende als Ausgangspunkt für die strukturelle Analyse eines möglichen Um-

<sup>32</sup> Hans Koepf, Bildwörterbuch der Architektur. 2. Aufl. Stuttgart 1972, 22.

gangs der Kunstgeschichte mit dem Phänomen Massenwohnbau. Sie sind Bezugspunkt, mit dem sich einzelne Ansätze illustrieren lassen. Sie sind Orientierungspunkt, um den herum sich Ansatz, Hypothese und Ausführung kristallisiert haben.

Das wissenschaftliche „Standbein“ war anfangs ohne Frage die Wirtschafts- und Sozialgeschichte, die schon ein Instrumentarium zur „Alltagsgeschichte“ entwickelt hatte. Niemand wird in Frage stellen, daß die Historiker durch eben diese Hinwendung zur Alltagsgeschichte (die heute gar keiner Anführungszeichen mehr bedarf) inzwischen in einen fruchtbaren Dialog mit allen Ebenen des öffentlichen Lebens getreten sind.

Für die Kunsthistoriker ist dieser Dialog naturgemäß schwieriger zu führen, da sie sich mit einem Gegenstand beschäftigen, ohne den die Menschheit angeblich genauso gut existieren könnte, mit der „Kunst“ eben. Bestenfalls haben in den letzten Jahrzehnten einige namhafte Vertreter versucht, über die Medien Kontakt zur Gesellschaft aufzunehmen. Aber auch hier überwiegen die Nicht-Kunsthistoriker und der Dialog erschöpft sich über große Strecken im Monolog des Experten gegenüber – bestenfalls – den Fragen des interessierten Laien.

Dies scheint mir insofern legitim, als die Kunstgeschichte eine recht junge Wissenschaft ist und eben ihres Gegenstandes wegen auch immer ein wenig esoterisch bleiben wird. Dennoch hat sich die Kunstgeschichte von Anfang an auch einer Disziplin gewidmet, die alles andere als esoterisch ist, nämlich der Architektur.

Die Kunstgeschichte hat die erste Runde ihrer Aufgabenstellung, nämlich die Geschichte der Baukunst zu bearbeiten und zu bewerten, bravourös hinter sich gebracht und bewegt sich nun, wie es scheint, in sich mäßig vergrößerten Kreisen, da atemberaubende Hervorbringungen dieses Kunstzweiges sich doch allemal in Grenzen halten.

Gleichzeitig läßt sich ein bemerkenswertes Unbehagen gegenüber der architektonischen Umwelt auf allen Ebenen der Gesellschaft feststellen. Nicht daß die Kunsthistoriker alleine berufen wären, hier Stellung zu nehmen. Ihre auffallende Abstinenz in dieser Diskussion aber scheint mir ein Symptom dafür zu sein, daß für Massen- und Alltagsphänomene in der Kunstgeschichte noch keine Sprache existiert.

An der Architektur, die als Disziplin der Kunstgeschichte die unübersehbaren Alltagsphänomene hervorbringt, läßt sich diese Sprachlosigkeit gut nachvollziehen: Die gewohnten kunsthistorischen Parameter zur Architekturbetrachtung – Architekt, Werk desselben, formaler Vergleich innerhalb seines Werkes und dem seiner Vorläufer, Zeitgenossen und Epigonen – sind nicht anzuwenden. Eine erbärmliche Quellenlage macht die Sache kaum erfassbar. Die Wellen zum Thema in der öffentlichen Diskussion gehen seit Jahren

hoch. Baufirmen, Architekten, Raumplaner, Politiker, Bürgerinitiativen, Medien gehen mit mehr oder weniger emotionell gefärbten Stellungnahmen unentwegt zu Werke.

Kaum hat man sich gegenwärtig von der Fließbandproduktion von Satellitenstädten abgewandt und besinnt sich auf die „gute, alte Zeit“, indem man ein paar erprobte Vorvorläufer in ihrem Formenschatz zitiert, erhebt sich der Vorwurf, das sei alles „postmodern“. Was bei New Yorker oder Frankfurter Wolkenkratzern gut ist, ist beim genossenschaftlichen Wohnbau noch lange nicht zu billigen ...

In der Kunstgeschichte herrscht, wie mir scheint, Sprachlosigkeit zum Thema Alltagsarchitektur. Man beherrscht die „Hochsprache“ der Architekturbetrachtung, aber in der Umgangssprache ist man nicht sehr bewandert. Man könnte daher in der Hitze der Diskussion auf der Strecke bleiben.

Ich habe mich nun entschlossen, die Grammatik, die man mich bei Palladio und der Kathedrale von Chartres gelehrt hat, ohne Bedenken beispielsweise auf die Arbeiterwohnhäuser der Kleinmünchner Spinnerei anzuwenden und zu sehen, ob dabei nicht eine „Umgangssprache“ herauskommt, mit der man sich „kunsthistorisch“ auch in die öffentliche Diskussion um den modernen Wohnbau einschalten kann.

Gleichzeitig mache ich mir den hermeneutischen Zirkel zunutze, um alles heranzuziehen, was mir eine Einfühlung in mein Thema und damit seine Darstellung nur irgend ermöglichen kann. Zum Glück finde ich mich mit dieser Methode in bester Gesellschaft: So hat etwa Leonardo Benevolo diesen Ansatz für die Architekturgeschichte blendend vorgeführt und erläutert.<sup>33</sup> Ebenso sehr bestärkt mich Richard Sennett<sup>34</sup> mit seiner Stellungnahme zu „Beweis oder Plausibilität“ in der qualitativen Forschung.

### Der Zirkel funktioniert

Der Innenraum einer gotischen Kathedrale transportiert auch heutzutage und auch für Nichtchristen noch die religiösen Erlebnisformen des Mittelalters. Das Verhältnis ihrer Größe zu den übrigen Bauwerken der Epoche erlaubt Rückschlüsse auf das politische, ökonomische und gesellschaftliche Gewicht der Religion im Leben jener Epoche. Die architektonische Form lädt jedenfalls zur Hypothesenbildung ein, und zwar auf den verschiedensten Gebie-

<sup>33</sup> Benevolo, Architektur (wie Anm. 1), Bd. 1, 10.

<sup>34</sup> Richard Sennett, Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannie der Intimität. Frankfurt/Main 1986 (Ausgabe: 10.–11. Tausend; Januar 1990), 66 f.

ten, die mit der Baukunst selber gar nichts zu tun haben. Nun ist ein gotischer Dom allerdings ein buchstäblich hervorragendes Bauwerk. Die Anzahl großer Kathedralen dieser Epoche ist keineswegs unermeßlich.

Nichtsdestoweniger lädt auch der Wohnbau mit seinen großteils unspektakulären Massenhervorbringungen zur Hypothesenbildung ein. Die Wahl des Gegenstandes „Arbeiterwohnhäuser der franzisko-josephinischen Zeit im Linzer Raum“ impliziert bereits eine Bereitschaft zur Hypothesenbildung im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bereich sowie die durch die Architekturgeschichte erhärtete Überzeugung, daß die von der architektonischen Form ausgelösten Thesen durch genauere Untersuchung belegt werden können.

Mein Vorverständnis im hermeneutischen Sinn war von der vagen Idee bestimmt, daß einzig und allein durch die kunsthistorische Betrachtung einiger Systeme von Baukörpern sich ein Bild der wirtschaftsgeschichtlichen Situation zur fraglichen Zeit im fraglichen Raum ergeben müßte. Ich kann vorwegnehmen, daß diese Erwartung sogar übertroffen wurde.

Wie eingangs erwähnt erfolgte die Auswahl der Siedlungen nach sehr praktischen Erwägungen. Im ersten Schritt – einem ausführlichen Lokalaugschein im Linzer Raum – war das entscheidende Kriterium die architektonische Form und ihre Wirkung auf mich als besonders an Architektur interessierter Kunsthistorikerin. Ich besichtigte jede Menge alter Wohnsiedlungen als befände ich mich auf Exkursion zu den Loireschlössern oder zu den Villen des Brentatals. Und so wie ich auf diesen Exkursionen „Lieblings“schlösser und -villen entdeckte, fand ich in Linz „Lieblings“siedlungen, das heißt, architektonische Lösungen des frühen Massenwohnbau, die mich besonders beeindruckten.

Im zweiten Schritt geriet ich in die erwähnte Qual der Wahl. Formal drängten sich nämlich drei Bauträgerkomplexe als besonders interessant auf: Der Gemeindebau der Zwischenkriegszeit, der genossenschaftliche Siedlungsbau, der circa 1909 einsetzt und der sogenannte „Werkswohnungsbau“, der die ältesten Siedlungen umfaßt und schon vor der Jahrhundertwende erste Ansätze zeigt.

Ich entschied mich für letztere, weil

- die architektonischen Lösungen hier eine exemplarische Vielfalt aufwiesen, die mir für eine Verallgemeinerung der Ergebnisse eine solide Basis versprachen,
- alle in erkennbarem Siedlungszusammenhang erhaltenen Exemplare zu meinen „Lieblingen“ zählten,
- es seinerzeit (1978) kaum neuere wissenschaftliche Literatur zum Thema „Wohnen in Linz“, namentlich vor dem ersten Weltkrieg, gab und ich mich daher ohnehin grundlegend mit den Anfängen des sozialen Wohnbaus in Linz beschäftigen mußte.

Was mir zunächst wie ein Zufall schien, daß ich nämlich als gebürtige Linzerin ohne sonderlich genaue Kenntnis der Linzer Wirtschaftsgeschichte dieser Zeit alle Betriebe, die als Bauherrn dieser Siedlungen fungiert hatten, nach Namen und Sparte kannte, ebenso die volkstümlichen Bezeichnungen dieser Siedlungen – etwa „Aschenhäuser“ für die Häuser der Kleinmünchner Spinnerei oder „Fondshäuser“ für die von der Staatsbahndirektion errichteten Personalhäuser, stellte sich bei genauerer Beschäftigung mit der Linzer Wirtschaftsgeschichte keineswegs als Zufall heraus. Die vier Bauträger – Kleinmünchner Spinnerei, Kaffeemittelfabrik Franck, Schiffswerft und die Staatsbahnen – zählten einfach zu den wichtigsten Wirtschaftsbetrieben in Linz zur fraglichen Zeit, und die wenigen anderen vergleichbaren Betriebe hatten nicht Siedlungen, sondern höchstens einzelne Arbeiterwohnhäuser gebaut. Es hatte also die „kunsthistorische“ Auswahl von Wohnsiedlungen tatsächlich ein relevantes Bild der Linzer Großbetriebsszene geliefert.

In der Niederösterreichischen Landesausstellung von 1987 (Schloß Grafenegg) „Das Zeitalter Kaiser Franz Josephs“ – 2. Teil (1880–1916) stieß ich auf eine Graphik<sup>35</sup> zum Wandel der Industriestruktur in Österreich 1880–1911/13, die meine Erwartungen an die Aussagekraft der „kunsthistorisch“ ausgewählten Architektur über allgemeine Wirtschaftsbedingungen übertraf. Die dort zitierten Branchen – Textil, Nahrungsmittel, Maschinenbau – stimmten nicht nur mit den Sparten der Linzer Bauherrenbetriebe – Kleinmünchner Spinnerei, Franck, Schiffswerft (und im Sekundärbereich des Maschinenbaus auch Staatsbahnwerkstätten) – überein, die Bauphasen der Werkssiedlungen spiegeln getreu – und zwar mit der für Oberösterreich entsprechenden Verspätung<sup>36</sup> – den von Mosser postulierten Wandel der Industriestruktur. Den hatte ich zwar später aus der Kenntnis der Betriebsgeschichten geschlossen, aber nirgends in dieser Eindeutigkeit belegt gefunden.<sup>37</sup>

Hätte ich also bei meiner Suche nach geeigneten Siedlungsobjekten diese Graphik bereits vor Augen gehabt, hätte ich die Frage vielleicht von der wirtschaftsgeschichtlichen Seite angegangen: „Welche Betriebe der genannten Sparten in Linz haben Arbeitersiedlungen gebaut, die bis heute zumindest teilweise erhalten sind?“ Dann wäre ich zwar binnen kürzester Zeit bei denselben Betrieben und Siedlungen angelangt, aber bezüglich der Aussagekraft des Ar-

<sup>35</sup> Vgl. dazu: Das Zeitalter Kaiser Franz Josephs. 2. Teil 1880–1916. Glanz und Elend. NÖ Landesausstellung 1987. 2 Bde., Wien 1987: Bd. 2. Katalog, 59 / Nr. 6.1.4 und Bd. 1. Beiträge: A. Mosser, Die Wirtschaft im Habsburgerreich, 66.

<sup>36</sup> Rudolf Kropf, Oberösterreichische Industrie (1873–1938). Ökonomisch-strukturelle Aspekte einer regionalen Industrieeentwicklung. Linz 1981, 393.

<sup>37</sup> Bei Roland Günter und Michael Weisser, Eisenheim in Oberhausen. Die Untersuchung der ältesten Arbeitersiedlung Westdeutschlands (1884–1901). In: Archithese 8/1973, 45 ff. findet sich auf S. 48 der Hinweis: „Wirtschaftskonjunktur und Arbeitersiedlungsbau stehen in Zusammenhang.“

chitekturphänomens Wohnbau über die komplexen gesellschaftlichen Zusammenhänge hätte ich nie jene Sicherheit erlangt, die mir mein Weg über die reine Architekturbetrachtung beschert hat.

Soweit der Ausflug in den phänomenologisch-hermeneutischen Erlebnisbericht. Es folgt nun ein knapper Abriß über die vier Siedlungen unter verschiedenen Blickwinkeln ihres betriebs- und wirtschaftsgeschichtlichen Umfeldes.

Dieser Abriß bildet die Informationsbasis für die folgende Untersuchung über die Anfänge des Sozialen Wohnbaus als strukturbildendes Element der Stadtentwicklung. In diesem Abschnitt werden die einzelnen Bauwerke dann unter den jeweiligen Gesichtspunkten genauer untersucht.

Die Reihenfolge der Behandlung hält sich an die Chronologie der Siedlungsplanung und -erbauung, die sich – wie gesagt – mit den Konjunkturschüben der Branchen deckt, jedoch nicht mit der Chronologie der Betriebsgründungen.

## VIER LINZER GROSSBETRIEBE DER FRANZ-JOSEPHS-ZEIT<sup>38</sup>

### Impulse von außen

*Oberösterreich war..., stellt Rudolf Kropf<sup>39</sup> in seiner Untersuchung zur oberösterreichischen Industrieentwicklung fest, durch ein ständiges Nachhinken in seiner Entwicklung gekennzeichnet... Die stark agrarisch und kleingewerblich beziehungsweise klein- bis mittelbetrieblich strukturierte Wirtschaft bedingte einen langsamem Industrialisierungsprozeß. Impulse und Anregungen kamen dabei mehr oder minder von außen.*

Diese Erkenntnis lässt sich besonders deutlich auch an den vier Linzer Arbeitersiedlungen ablesen, die Gegenstand dieser Untersuchung sind:

#### Kleinmünchner Spinnerei

Fällt die Erbauung der „Aschenhäuser“ auch nicht in die Direktionsperiode des Betriebsgründers, Johann Grillmayr, so existieren dennoch Pläne für Arbeiterwohnhäuser aus seiner Zeit, die späterhin auch erbaut wurden.

<sup>38</sup> Genauere Firmendaten siehe unter den Firmennamen bei: Helmut Lackner und Gerhard A. Stadler, Fabriken in der Stadt. Eine Industriegeschichte der Stadt Linz. (Linzer Forschungen 2). Linz 1990.

<sup>39</sup> Kropf, Oberösterreichs Industrie (wie Anm. 36), 393.

Grillmayr verbrachte Lehr- und Wanderjahre in den Zentren der englischen Textilindustrie. Da belegt ist,<sup>40</sup> daß er dort sogar heimlich Zeichnungen der mechanischen Spinnmaschinen anfertigte, um sie dann in Linz nachbauen zu lassen, ist stark anzunehmen, daß ihm auch die Unterbringung der Facharbeiter in eigens für sie errichteten Arbeitersiedlungen nicht entgangen sein wird. Bis 1860 hatte er bereits 11 Häuser in der Umgebung seiner Fabrik erworben, die zur Unterbringung der zugewanderten Arbeiter adaptiert wurden.<sup>41</sup> Die Arbeitersiedlung, die er ab den frühen siebziger Jahren in Planung gab, und die ihre stärkste Bauphase um die Jahrhundertwende erlebte, ist formal eine geradezu „klassische“ Arbeiterkolonie, die – außer was ihren Umfang betrifft – den internationalen Vergleich nicht zu scheuen braucht.

### Kaffeemittelfabrik Heinrich Franck Söhne

War Grillmayr ein Österreicher, der sich seine Impulse aus dem Ausland geholt hatte, so kamen die Söhne Franck Ende der siebziger Jahre aus dem Ausland, nämlich aus Ludwigsburg, nach Linz, um hier eine Zweigniederlassung zu errichten.<sup>42</sup> Die Firmenchronik<sup>43</sup> berichtet über die Wohnbedingungen für Arbeiter in Linz, wo es nur schlechte oder aber teure Wohnungen gäbe. ... *Unsere Arbeiter wären daher ausgebeutet worden. Es ist deshalb ein Glück zu nennen, daß zeitig Bedacht darauf genommen wurde, auch alle umliegenden oder anstoßenden Gründe zu kaufen und nach und nach gesunde und gefällige Arbeiterwohnungen zu erstellen.* Dieser Formulierung – wie auch anderen Aufrufen an *unsere lieben Arbeiter* ist zu entnehmen, daß Franck Söhne in der christlich-patriarchalischen Tradition der Arbeiterfürsorge standen. Ihr Hauptaugenmerk lag auf der zu dieser Zeit oft bemühten *sittlichen Hebung* der Arbeiterschaft.<sup>44</sup>

Auch den errichteten Arbeiter- und Beamtenwohnungen ist das anzusehen: Sie fallen durch ihren städtisch-bürgerlichen Charakter auf. In einer späteren Bauphase ist hier auch ein namhaftes Linzer Architekturbüro beigezogen worden.<sup>45</sup>

<sup>40</sup> Erich Maria Meixner, Wirtschaftsgeschichte des Landes Oberösterreich. Bd. 2: Männer, Mächte, Betriebe. Von 1848 bis zur Gegenwart. Salzburg 1952, 35.

<sup>41</sup> Brigitte Kepplinger, Arbeiterwohnbau in Linz 1850–1945. Ein historischer Überblick. In: Brigitte Kepplinger (Hrsg.), Wohnen in Linz. Zur Geschichte des Linzer Arbeiterwohnbaus von den Anfängen bis 1945. Wien–Köln–Graz 1989, 15.

<sup>42</sup> Achtung, Ziffernsturz bei Kepplinger, Arbeiterwohnbau (wie Anm. 41), 16: *gegründet 1897*, richtig 1879.

<sup>43</sup> Franck und Kathreiner: 75 Jahre 1879–1954. 75 Jahre sind vergangen. Aus der Geschichte der Firma Franck und Kathreiner Gesellschaft m. b. H. 1879–1954. Linz 1954, 16 f.

<sup>44</sup> So trug z.B. „die alte Frau Franck“ Sorge dafür, daß die Arbeiterinnen *keinesfalls ohne Hut und Handschuhe in die Stadt* gehen sollten. Diese Information stammt von Frau Dr. Friederike Benedikt, Linz.

<sup>45</sup> Einige, namentlich der Beamtenwohnhäuser, können durchaus als Villen bezeichnet werden. Sie stehen allerdings weitab der Fabrik und – bis auf das Haus Goethestraße 75 – nicht im Siedlungs-zusammenhang mit den hier besprochenen Häusern.

### K. k. Staatsbahnen

Für die Personalhäuser der Staatsbahnwerkstätten, die die Linzer Staatsbahndirektion ab 1908 errichtete, gilt, daß der Anstoß nur indirekt „von außen“ kam. Nämlich nicht aus dem Ausland, aber eben doch auch nicht aus Oberösterreich.

Umso eindrücklicher allerdings ist das Ergebnis dieses Impulses. Obwohl bekannt ist, daß die Planung der Staatsbahnbauten für die ganze Monarchie zentral in Wien erfolgte und die Planunterlagen gerne mehrfach Verwendung fanden,<sup>46</sup> war es mir nicht möglich, auf dem heutigen österreichischen Staatsgebiet eine gleiche oder ähnlich eindrucksvolle Anlage des Arbeiterwohnbaus der Staatsbahnen zur fraglichen Zeit zu entdecken.<sup>47</sup>

Strukturell stellt die viergeschossige großzügige Anlage durchaus ein Vorstadium der imposanten Gemeindebauhöfe der Zwischenkriegszeit dar. Formal haben die Häuser mit ihrem (inzwischen entfernten) Blendfachwerk und den hohen Giebeln für mich die Assoziation „Semmeringhotel-Stil“ hervorgerufen.

### Linzer Schiffswerft

1909 erwarb die damals größte Schiffswerft der Monarchie, die Stabilimento Tecnico Triestino, den 1840 gegründeten Linzer Betrieb, um einen starken Hilfsbetrieb in den Hinterlanden zu etablieren. Präsident der Gesellschaft war zu dieser Zeit Arthur Krupp, derselbe, der das niederösterreichischen Berndorf zu einer regelrechten „Musterarbeiterstadt“ ausgebaut hat.

Also ist die Arbeiterkolonie der Linzer Schiffswerft, die zwischen 1911 und 1918 entstand, ebenso einem Impuls von außen zu verdanken – dem gewachsenen Know-how der Dynastie Krupp in Sachen Arbeiterwohnbau. Schon 1865 hatte Alfred Krupp erkannt: „... Niemand macht sich eine Vorstellung von der Not, die eintreten wird (Lebenshaltungskosten, Anm. d. Verf.), und von den Vorteilen, die wir haben werden gegenüber anderen, wenn wir unseren Leuten ein sicheres Obdach geben.“<sup>48</sup> In Linz hat diese Erkenntnis mit einer kleinen, architektonisch und strukturell durchaus anspruchsvollen Arbeitersiedlung ihren Niederschlag gefunden. Es wurden zwar dafür keine neuen

<sup>46</sup> In bezug auf diese Wohnbauten siehe auch: Kepplinger, Arbeiterwohnbau (wie Anm. 41), 17.

<sup>47</sup> Auf dem Planmaterial ist nichts Derartiges vermerkt. Auch im Archiv der Bundesbahndirektion in Linz, das die Blaupausen der Pläne zur Verfügung stellte, ließ sich kein Hinweis dafür finden, daß diese Anlage gleich oder ähnlich woanders noch einmal errichtet worden wäre.

<sup>48</sup> Zitat nach Ute Peltz-Dreckmann, Nationalsozialistischer Siedlungsbau. Versuch einer Analyse der die Siedlungspolitik bestimmenden Faktoren am Beispiel des Nationalsozialismus. München 1978 (phil. Diss. 1977), 24 f.

Pläne erfunden, jedoch das Berndorfer Material adaptiert und den Linzer Bedürfnissen entsprechend zusammengestellt.

### Unternehmertalent<sup>49</sup>

„Das nur mäßig entwickelte Unternehmertalent kann als ein soziales und ökonomisches Problem der österreichisch-ungarischen Monarchie angesehen werden. Weder die gesellschaftlichen Präferenzen (militärische Laufbahn) noch die Zielvorstellung der Unternehmerschicht selbst (Nobilitierung) waren eine ausreichende Vorbedingung für die Industrialisierung. Deshalb mußten Unternehmer aus dem Ausland angeworben werden. Ausländische Unternehmen errichteten in Oberösterreich eine Reihe von Zweigwerken, von denen wichtige Impulse für das wirtschaftliche Wachstum des Landes ausgingen.“<sup>50</sup>

Wenn dieses Urteil auch keinen Grund zum Jubel bietet, so wird doch wieder sichtbar, daß auch diese Wirklichkeit sich in dreien der Linzer Siedlungen widerspiegelt.

#### Kleinmünchner Spinnerei

Johann Grillmayr hatte zwar gegen seine Nobilitierung nichts Aktenkundiges einzuwenden, dennoch scheint er nicht eben sein Hauptaugenmerk darauf gelegt zu haben. Er wollte diese Erhebung in den erblichen Adelsstand allerdings als Ehrung nicht auf sich, sondern auf seine Arbeiter und Angestellten bezogen haben,<sup>51</sup> außerdem sah er zeitlebens davon ab, das „von“ vor seinen Namen zu setzen.<sup>52</sup>

Grillmayr war wohl eine jener wenigen Unternehmerspersönlichkeiten heimischer Provenienz, deren Ausnahmeerscheinung die von Kropf gefundene Regel bestätigen. Jedenfalls soweit es das engere Umfeld Linz-Umgebung betrifft.

Sein unternehmerischer Werdegang wird ausreichend abenteuerlich überliefert:<sup>53</sup> bürgerliche Herkunft, Schuhmacherlehre, Compagnieschuster in Verona,

<sup>49</sup> Die zweifellos in jener Zeit dem Bereich „Unternehmertalent“ zuzuordnende Frage der rechtzeitigen betrieblichen Sozialleistungen kommt in Abschnitt *Sozialleistungen, Wohnbau und Politisierung der Arbeiterschaft* (S. 119 ff.) gesondert zur Sprache.

<sup>50</sup> Kropf, Oberösterreichs Industrie (wie Anm. 36), 392 f.

<sup>51</sup> Meixner, Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 40), 38.

<sup>52</sup> 1838–1950. Actien-Gesellschaft der Kleinmünchner Baumwoll-Spinnereien und mechanischen Weberei Linz-Donau, Eine Denkschrift, (Linz 1950), 39.

<sup>53</sup> 1838–1950. Actien-Gesellschaft der Kleinmünchner Baumwoll-Spinnereien (wie Anm. 52) und Meixner, Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 40), 35 ff.

wo er aus Langeweile solange mit sizilianischen Seidentüchern handelte, bis er sich vom Armeedienst loskaufen konnte. Zurück in Linz begann er seine Karriere auf gut „amerikanisch“ als Tellerwäscher und landete alsbald im Handel mit Garnen bei der gut eingeführten Linzer Textilfirma Hörzinger. In deren Auftrag ging er nach England, eigentlich nur um größere Posten zu erwerben, blieb aber, wie bereits erwähnt, noch etwa zwei Jahre dort, um als Hilfsarbeiter die englischen Wundermaschinen zu studieren. Mit seinen Zeichnungen eben dieser Maschinen kam er nach Hause, heiratete die Witwe Hörzinger und widmete sich dem Textilhandel.

1838 gründete er gemeinsam mit Anton Wöß die *Kleinmünchner Baumwollspinnereien und mechanische Weberei*, holte seine Zeichnungen hervor und ließ danach Maschinen fertigen, die klaglos funktionierten. Der Kompanion schied 1841 aus, da ihm bei den *von Tag zu Tag kühneren Ausbaupläne(n) [...] unheimlich zumute*<sup>54</sup> wurde. Anton Wöß hatte wohl geringeres Unternehmertalent.

Grillmayr baute die Spinnerei und Weberei zügig weiter aus, wobei es ihm auch noch gelang, auf die sich verändernden Märkte flexibel zu reagieren.

1860 teilte er die Firmenleitung mit seinen Schwiegersöhnen, die neue Firmenbezeichnung lautete *Johann Grillmayr & Söhne, k. k. privilegierte mechanische Baumwoll-Fein Spinnerey in Kleinmünchen*. 1872 wurde die Firma in eine Aktien-Gesellschaft umgewandelt. Aufgrund vorausschauender Geschäftsgebarung überstand die Gesellschaft den Börsenkrach von 1873 ohne nennenswerte Rückschläge und erhielt im gleichen Jahr auf der Wiener Weltausstellung die *Goldene Medaille für Verdienst* für ihre Produkte. Zu diesem Zeitpunkt hatte die Kleinmünchner Actien-Spinnerei und -Weberei bereits einen so vortrefflichen Ruf in Fachkreisen, daß Lehrjahre in diesem Betrieb international als Fachschulausbildung anerkannt wurden.

1884 bis 1886 wurde der Betrieb um eine weitere Spinnerei in Linz-Zizlau erweitert. Neue Absatzrekorde verzeichnete man 1907 im Zuge einer weltweiten Hochkonjunktur. 1909 schon bewirkte jedoch eine internationale Krise der Textilindustrie, daß die Fabriken auf ein halbes Jahr um 25 Prozent ihrer Gesamtkapazität eingeschränkt werden mußten. Bereits 1911 aber konnten die Verluste der Spinnereien durch ein forciertes Webereigeschäft wettgemacht werden.

Der erste Weltkrieg brachte neben einer Kapazitätsreduktion eine Umstellung der Produktion auf die Erzeugung von Papiergarnen und Papiersäcken mit sich, die erst 1920/21 wieder allmählich rückgängig gemacht werden konnte. Trotzdem hatte sich das Unternehmen während der Kriegsjahre ver-

<sup>54</sup> Meixner, Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 40), 36.

größert, da der damalige Generaldirektor, Willy Nahlovsky, 1917 die beträchtlichen Mittel der Gesellschaft im Ankauf der benachbarten Spinnerei der Firma Dierzer und der *k. k. privaten Baumwollspinnerei und Weberei F. C. Hermann* in Reutte/Tirol angelegt hatte.<sup>55</sup>

### Kaffeemittelfabrik Heinrich Franck Söhne

Die Söhne Franck – Wilhelm, Hermann und Gustav – aus Ludwigsburg im Schwäbischen mußten nicht erst angeworben werden. Sie errichteten eine Zweigniederlassung ihrer Zichorienkaffeeproduktion in Linz aus handfestem wirtschaftlichem Kalkül: Deutschland kehrte zur Schutzzollpolitik zurück, Österreich-Ungarn kündigte umgehend für 1879 eine empfindliche Erhöhung der Einfuhrzölle an. Die Firma Franck hatte sich zu diesem Zeitpunkt schon einen erklecklichen Marktanteil für ihren *Aecht Franck-Zichorienkaffee* gegen den hierzulande immer noch sehr beliebten Feigenkaffee erkämpft und war keinesfalls gewillt, diesen Markt aus Kostengründen wieder schwinden zu sehen.

*Der Hang, nicht rückwärts zu gehen, die Liebe für eine lang und herzlichst gepflegte Kundschaft bewog uns, zu Weihnachten 1878 das Linzer Geschäft zu beschließen*, weiß die Chronik<sup>56</sup>. Gustav reiste am 17. Dezember nach Linz, erkannte den Ort als günstig wegen seiner Lage an der Donau und erwarb am 28. Dezember<sup>57</sup> eine *leerstehende Wagon-Fabric mit vorhandenen Dampf- etc. Maschinen*.<sup>58</sup> Am 30. Jänner 1879 wurde die Firma ins Linzer Handelsregister eingetragen. Im Spätsommer war das *Geschäft in vollem und regelrechtem Betrieb*.<sup>59</sup>

Diese Blitzaktion spricht allerdings für Unternehmertalent. Anfangsschwierigkeiten wurden mit *beträchtlichen finanziellen Aufwendungen*<sup>60</sup> überwunden – anders ausgedrückt: die Zichorien mußten zunächst weiterhin teuer importiert werden,<sup>61</sup> der Betrieb durch den Einsatz erfahrener Arbeiterinnen aus dem Stammwerk in Ludwigsburg in Schwung gebracht werden. Auch *der Verkauf wurde von den bewährten und bereits für Ludwigsburg tätig gewesenen Reisenden übernommen*.<sup>62</sup> Dadurch gelang es, daß es bei der Belieferung des österreichischen Marktes zu keinerlei Stockungen kam.

<sup>55</sup> 1838–1950. Actien-Gesellschaft der Kleinmünchner Baumwoll-Spinnereien (wie Anm. 52), 83 ff.

<sup>56</sup> Franck und Kathreiner: 75 Jahre (wie Anm. 43), 12 f.

<sup>57</sup> Ebenda, 15.

<sup>58</sup> Ebenda, 13.

<sup>59</sup> Ebenda, 15.

<sup>60</sup> Ebenda.

<sup>61</sup> Kropf, Oberösterreichs Industrie (wie Anm. 36), 372.

<sup>62</sup> Franck und Kathreiner: 75 Jahre (wie Anm. 43), 15.

Zu Beginn der achtziger Jahre wurde der Anbau von Zichorien im Süden von Linz aufgenommen und schon 1882 hatte der Absatz eine Höhe erreicht, der sechzehn Reisende im gesamten Monarchiegebiet vonnöten machte. 1883 wurde der Beschuß gefaßt, die Verkaufsleitung von Ludwigsburg nach Linz zu verlegen. Der Ausbau des Geschäfts unter dem aus Brasilien zurückgekehrten Carl Franck führte zur Gründung zahlreicher Zweigfabriken im östlichen Europa.

Bei Kriegsausbruch begann die Firma auf Veranlassung des Kriegsministeriums mit der Erzeugung von Militär-Kaffeekonserven, später wurde auch für die Zivilbevölkerung der sogenannte „Krika“, Kriegskaffee, hergestellt.

Nach dem Zusammenbruch der Monarchie erwies sich allerdings die Linzer Franck-Fabrik für die Republik Österreich als zu groß, sodaß die Produktion herabgesetzt werden mußte. In den Nachfolgestaaten bildeten sich nationale Franck-Fabriken aus den ehemaligen Filialbetrieben.

### Linzer Schiffswerft

Über das Unternehmertalent von Arthur Krupp erübrigts es sich, viel zu sagen. Auch er mußte nicht angeworben werden. Vielmehr erwarb Stabilimento Tecnico Triestino unter ihrem Präsidenten Arthur Krupp das Linzer Unternehmen aus den oben genannten Gründen. Was die Familie Krupp in Essen aufgebaut hatte, Arthur Krupp als Besitzer der Berndorfer Metallwarenfabrik vollbracht hatte, spricht für sich.

Für diese Untersuchung sind zwei andere Aspekte von Interesse:

- einerseits, daß die Linzer Schiffswerft 1840 von einem österreichischen Unternehmer, Ignaz Mayer, gegründet worden war und
- andererseits, daß zur fraglichen Zeit des Werkwohnungsbaus mit der Linzer Werft ein Betrieb vertreten ist, der Teil eines Konzerns ist und damit das Unternehmertalent des Chefs wesentlich weniger „persönlich“ in Linz spürbar wird als etwa bei Grillmayr in Kleinmünchen oder bei den Brüdern Franck.

Ignaz Mayer ließ sich, ähnlich wie Grillmayr, in England unternehmerisch inspirieren. Er studierte – im Zuge einer Handelsreise – die auf der Themse verkehrenden „Leichter“, Frachtkähne aus Metall. Auch er ließ das innovative Produkt in Linz nachbauen – nach seinen Angaben und für die Verhältnisse der Donauwässer adaptiert. Auch er landete damit einen vollen Erfolg für sein Unternehmen und erwarb sich mit der Produktion eiserner Frachtkähne und später mit Dampfschiffen weit über Österreich hinaus einen vorzüglichen Ruf. Nicht zuletzt könnten die Spätfolgen dieses Renommees mit ausschlaggebend dafür gewesen sein, daß man sich 1909 bei Stabilimento für den Erwerb dieses Betriebes entschied.

Ignaz Mayer allerdings hatte die Werft schon 1872 an die Allgemeine Österreichische Baugesellschaft verkauft.<sup>63</sup> Während Grillmayrs Unternehmertalent seiner Kleinmünchner Spinnerei eine kontinuierliche Expansionspolitik ohne Existenzgefährdende Einbrüche ermöglichte, war Ignaz Mayer in seiner Branche auf Grund gelaufen. Nach einer Hochkonjunktur in den späten sechziger Jahren, brachten ein Faktor, der nicht im Bereich des Unternehmertalents liegen – nämlich der Deutsch-Französische Krieg und die Unruhen auf dem Balkan – den Betrieb in Schwierigkeiten.<sup>64</sup>

Andere Faktoren lassen jedoch auf strukturelle Probleme in der Unternehmensführung schließen: Ignaz Mayer war nicht nur Schiffsmeister, er war auch Landesproduktenhändler, ab 1852 Großhändler in diesem Bereich. 1864 gründete er eine Niederlassung in Wien, die ihm zusätzlich zur Werft bedeutende Einnahmen brachte und überdies gute Verbindungen nach England, wo er seinen immer größer werdenden Bedarf an Eisenblechen für die Werft decken konnte.<sup>65</sup>

Weiters engagierte er sich in der Handelskammer, von der er 1866 in den Landtag entsandt worden war, wo er sich besonders für den Ausbau der Eisenbahnen engagierte. Als Verfechter großräumiger Wirtschaftskonzepte wurde er 1869 zum Präsidenten der Handelskammer gewählt, und zwar zu einer Zeit, da dort heftige Parteienkämpfe tobten, zwischen deren Fronten er augenscheinlich geriet, was ihn veranlaßte, 1871 sehr plötzlich seinen Abschied zu nehmen.<sup>66</sup>

1872 begann er in Linz-Lustenau mit dem Bau einer Waggonfabrik, die jedoch noch im selben Jahr in Konkurs ging und die Schiffswerft schwer belastete, was auch zu ihrem Verkauf führte.<sup>67</sup>

Pisecky<sup>68</sup> führt als weiteren Grund von Ignaz Mayers unternehmerischem Niedergang dessen hohe Aktienbeteiligung bei der Industrie- und Commerzialbank für Oberösterreich und Salzburg an, die im Sommer 1873 an den Folgen des Wiener Börsenkrachs zugrunde ging.

Schiffsbau und Handel mit Landesprodukten hatte Ignaz Mayer gedeihlich vereinen können, als Vorkämpfer für wirtschaftliche Visionen wie den Ausbau

<sup>63</sup> Kropf, Oberösterreichs Industrie (wie Anm. 36), 44.

<sup>64</sup> Ebenda.

<sup>65</sup> Meixner, Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 40), 42.

<sup>66</sup> Ebenda, 42 und Franz Pisecky, 150 Jahre Eisenschiffbau an der österreichischen Donau. Linz 1990, 51.

<sup>67</sup> Kropf, Oberösterreichs Industrie (wie Anm. 36), 263. Die Waggonfabrik allerdings ist uns bereits begegnet: Es handelt sich um die Liegenschaft, die 1878 die Franckschen Söhne zur Zichorienkaffeeefabrikation erwarben, jene nie in Betrieb gewesenen Hallen mit *Dampf- etc.-maschinen*.

<sup>68</sup> Pisecky, 150 Jahre Eisenschiffbau (wie Anm. 66), 52.

der Eisenbahn oder die Einführung der metrischen Maße in Oberösterreich verbuchte er politische Erfolge. Für den politischen Nahkampf allerdings scheint er nicht der geeignete Mann gewesen zu sein. Meixner attestiert ihm, daß er *jedwede Parteipolitik... mit aller Vehemenz verabscheute*<sup>69</sup>. 1876 starb Mayer, nachdem er sich nach dem Konkurs der Waggonfabrik vollständig ins Privatleben zurückgezogen hatte.

Die Allgemeine Österreichische Baugesellschaft als nächster Besitzer der Linzer Schiffswerft agierte unternehmerisch eher glücklos: Anfang der siebziger Jahre sorgte die Weltwirtschaftskrise für Absatzschwierigkeiten, ab 1877 der russisch-türkische Krieg. Kropf<sup>70</sup> nennt die Konkurrenz der DDSG-eigenen Werften sowie die Verzögerung im Ausbau des Donauhandelsumschlagplatzes Linz als weitere Gründe für die mäßige Auslastung der Linzer Werft. Selbst eine Erweiterung der Produktionspalette in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre brachte nicht den erhofften Erfolg,<sup>71</sup> sodaß sich die Allgemeine Österreichische Baugesellschaft 1909 zum Verkauf der Werft entschloß. Gleichwohl war das Unternehmen auch in dieser Zeit schiffbautechnisch international richtungweisend.<sup>72</sup>

Es war die größte Werft der Monarchie, Stabilimento Tecnico Triestino, die als Käufer auftrat. Unter den neuen Eigentümern erlebte die Linzer Werft die Umstrukturierung zu einem Zulieferbetrieb für Triest, wo Stabilimento sowohl räumlich als auch bezüglich qualifizierter Arbeitskräfte an die Grenzen der Ressourcen gelangt war. Zunächst wurden die Linzer Anlagen modernisiert und auf die Bedürfnisse des Donauverkehrs abgestimmt, 1911 wurde die Erzeugung von Motoren aufgenommen.<sup>73</sup> Mit Kriegsausbruch wurde die Linzer Werft vergrößert – ein Drittel der Aufträge kam von der Kriegsmarine. Für die Triester Werft war Linz ein bedeutender Zulieferbetrieb in den sicheren Hinterlanden.

Arthur Krupp, in der fraglichen Zeit Präsident von Stabilimento, tritt als Unternehmer in Linz nicht persönlich auf den Plan. Dennoch ist der Schluß unumgänglich, daß es mit seinem Unternehmertalent in Zusammenhang steht, wenn mit Übernahme der Linzer Werft durch Stabilimento der Linzer Betrieb für seine Beschäftigten eine komplette Arbeitersiedlung bereitstellt.<sup>74</sup> Diese Art umsichtiger Prophylaxe für den gedeihlichen Fortgang der Produktion und die Bindung der qualifizierten Kräfte an den Betrieb hatte bei Krupp Tradition.

<sup>69</sup> Meixner, Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 40), 42.

<sup>70</sup> Kropf, Oberösterreichs Industrie (wie Anm. 36), 263.

<sup>71</sup> Ebenda, 264.

<sup>72</sup> Pisecky, 150 Jahre Eisenschiffbau (wie Anm. 66), 57.

<sup>73</sup> Kropf, Oberösterreichs Industrie (wie Anm. 36), 264.

<sup>74</sup> Siehe auch: Kepplinger, Arbeiterwohnbau (wie Anm. 41), 17.

Immerhin waren nach Aussage eines ehemaligen Beschäftigten<sup>75</sup> bereits während des Weltkriegs *alle Arbeiter, Angestellte und auch die Lehrlinge sozialistisch organisiert*.

Waren also in Kleinmünchen und bei Franck die unternehmerischen „Gründerväter“ und ihre direkten Nachfolger untrennbar mit ihren Betrieben verbunden geblieben, so brach bei der Linzer Schiffswerft diese Tradition mit dem Tod Ignaz Mayers 1876 völlig ab – die Werft war mit den Übernahmen durch die Allgemeine Baugesellschaft und Stabilimento Tecnico zum Konzernbetrieb geworden. Die jeweiligen Direktoren erreichten nie mehr dieselbe Präsenz im Bewußtsein der Arbeiterschaft und der Linzer Bevölkerung, wie dies bei Grillmayr und den Francks noch weit herauf ins 20. Jahrhundert der Fall war.

Wie stark der Mythos vom Unternehmertalent eines „Gründers“ wirkt und welche schicksalsentscheidenden Kräfte ihm zugeschrieben werden, klingt in den Erinnerungen des 1984 verstorbenen „Werftlers“<sup>76</sup> Johann Niederhametner<sup>77</sup> an, der 1913 als Lehrling in den Betrieb eingetreten war und ihm sein ganzes Arbeitsleben lang angehört hatte. Selber 1899 geboren, schrieb er über die Zeit nach Übernahme durch die Allgemeine Baugesellschaft 1872: *Unbekannte Aktionäre waren nun die Herren der Werft.... Aber die überragende Führergestalt des Gründers fehlte. So geriet das Werk mit Nachlassen der Auslandsaufträge immer mehr in Schwierigkeiten.*

Alle drei in diesem Abschnitt behandelten Linzer Betriebe sind insgesamt exemplarisch, was Unternehmensformen und ihre Entwicklung im 19. Jahrhundert in Österreich betrifft. Andruchowitz<sup>78</sup> beschreibt in seiner Unternehmertypologie eine Entwicklung, die man an den Betrieben Kleinmünchner Spinnerei, Franck Kaffeemittelfabrik und Schiffswerft deutlich sieht: vom schöpferischen Unternehmer (Grillmayr, Mayer) als Kapitalist und Unternehmer hin zum Mehrheitsaktionär der eigenen Firma (Grillmayr, Franck) bzw. zur Übernahme eines Betriebs durch Großbanken auf Aktienbasis (Schiffswerft nach Mayers Konkurs) bis hin zur großbetrieblich anonymen Aktiengesellschaft (Schiffswerft nach Übernahme durch Stabilimento Tecnico Triestino).

<sup>75</sup> Johann Niederhametner in: *Die Arbeiter an der Donau*. Hrsg.: Betriebsrat ÖSWAG (Studien zur Geschichte und Politik in Oberösterreich. 6). Linz 1990, 195.

<sup>76</sup> *Die Arbeiter an der Donau* (wie Anm. 75), 195.

<sup>77</sup> Ebenda, 202 f.

<sup>78</sup> Ingo Andruchowitz, *Industrielles Unternehmertum in der Habsburgermonarchie*. In: *Arbeit/Mensch/Maschine. Der Weg in die Industriegesellschaft*. O.Ö. Landesausstellung 1987. Beiträge. Linz 1987, 173 ff.

### Zentralwerkstätte der k. k. Staatsbahnen

Zur Betriebsgeschichte der k. k. Zentralwerkstätte in Linz existieren hauptsächlich technische Aufzeichnungen.<sup>79</sup> Eine betriebsinterne Dokumentation<sup>80</sup> gibt jedoch für unsere Zwecke ausreichenden Aufschluß über die Gesamtentwicklung dieses Linzer Betriebs.

Wie jedes Linzer Schulkind in der ersten Klasse erfährt, ist Linz die Wiege des kontinentalen Eisenbahnwesens. Und zwar deshalb, weil tatsächlich hier 1832 die erste Eisenbahnlinie, Linz–Budweis, als Pferdeeisenbahn ihren Betrieb aufnahm. Ein Spaziergang „auf der Pferdeeisenbahn“, der Trasse unterhalb von St. Magdalena im Norden der Stadt, gehört auch heute noch zum Wochenendrepertoire vieler Linzer Familien.

Die Pferdeeisenbahn wurde 1836 um die Strecke Linz–Gmunden erweitert.

Zu dieser Zeit gab es allerdings noch keine zentrale Reparaturwerkstätte. Zur Wartung des „rollenden Materials“ wurden Reparaturverträge mit Schmiedemeistern entlang der Strecke abgeschlossen.

Erst mit der Eröffnung der „Kaiserin Elisabeth-Westbahn“ 1858 begann man mit dem Bau einer kleineren Reparaturwerkstätte nahe dem „Westbahnhof“, dem „Gmundner Bahnhof“ der Pferdeeisenbahn in Linz. Diese Werkstatt nahm 1860 den Betrieb auf. Erst ab 1872 kam es zur laufenden Vergrößerung der Anlage, die erste Ausbauphase gibt die ÖBB-Dokumentation mit dem Zeitraum 1872 bis 1884 an.

*Als das System der „garantierten Staatsbahnen“ 1873 zu Ende ging, existierten in Oberösterreich verhältnismäßig wenig Eisenbahnlinien, vermerkt Kropf.<sup>81</sup> Auch dafür war ein eher mäßig ausgeprägtes „Unternehmertalent“ bei den Privatbetreibern verantwortlich. Ignaz Mayer, der Besitzer der Schiffswerft, stellte 1870 fest, daß das lange Zurückbleiben im Ausbau der oberösterreichischen Eisenbahnverbindungen der Wirtschaft große Wunden geschlagen hatte.<sup>82</sup>*

Die wirtschaftliche Krise in den siebziger Jahren brachte den Eisenbahnbau in Oberösterreich mehr oder weniger zum Stillstand. Zur Aufrechterhaltung

<sup>79</sup> Siehe dazu auch Lackner/Stadler, Fabriken (wie Anm. 38), 189, Anm. 23. Im Archiv der ÖBB in Wien gibt es kaum Material zur Linzer Hauptwerkstatt, Auskunft Dr. Manfred Schuh/Archiv der ÖBB/Wien.

<sup>80</sup> Ernst Hager, Johann Bachner sen., Die Hauptwerkstatt Linz der Österreichischen Bundesbahnen. Linz 1982. Wenn nicht anders vermerkt, stammen die Angaben zur Betriebsgeschichte der Werkstätten aus dieser Dokumentation, von der mir leider nur eine Kopie des Manuskriptes vorliegt, bei dem keine Seitennumerierung erfolgt ist. Soweit bekannt, wurde das Material nicht in dieser Form publiziert. Siehe auch hier die genaueren namentlich technischen Betriebsdaten bei: Lackner/Stadler, Fabriken (wie Anm. 38), 189 ff.

<sup>81</sup> Kropf, Oberösterreichs Industrie (wie Anm. 36), 89.

<sup>82</sup> Ebenda.

der Linien begann der Staat zunächst mit Zwangsverwaltung auf Rechnung der Eigentümer einzuspringen. 1877 wurde dieser Zustand mit dem Sequestionsgesetz vom 11. Dezember legitimiert. *Den entscheidenden Schritt zum Übergang zu einer Staatsbahnära stellte der Ankauf der Kaiserin Elisabeth Westbahn im Jahr 1881 dar. Die neu aufgebaute staatliche Betriebsorganisation fand 1884 mit der Errichtung der Eisenbahnbetriebsdirektion Linz ihren vorläufigen Abschluß.*<sup>83</sup>

Bei der Werkstätte Linz erfolgte die Betriebsübernahme bereits Anfang 1882. Bis 1884 hieß der Betrieb daher *k. k. Oberbahnbetriebsamt*, ab 1884 schließlich *Centralwerkstätte der k. k. Staatsbahnen*.

1887 bis 1893 wurde die Anlage großzügig modernisiert und mit zahlreichen neuen Gebäuden und technischen Einrichtungen versehen. *Diese enorme Steigerung der Leistungskapazität brachte auch einen fabriksmäßigen Arbeitsablauf, bzw. eine bisher nicht angewandte Arbeitsweise mit sich. Spezialisten für einzelne Arbeiten und Bauteile wurden eingeführt. ... Der Handwerksbetrieb war zur Industriewerkstätte geworden*, berichten die Autoren der ÖBB-Dokumentation.

Eine dritte Ausbauphase fällt in die Jahre 1903 bis 1911. Wieder wurden die Anlagen erweitert und modernisiert. In diese Phase fällt auch der Bau der Wohnhäuser für die Bediensteten der Zentralwerkstätte.<sup>84</sup>

So kann man also sagen, daß die Eisenbahnwerkstätten ab dem Zeitpunkt ihrer Übernahme in ärarischen Besitz und Verwaltung eine kontinuierliche Entwicklung zu einem Linzer Großbetrieb mit heute über 1000 Bediensteten nahmen und den k. k. Eisenbahnen zumindest in jener Zeit und betreffs ihrer Reparaturwerkstätten beträchtliches Unternehmertalent zugebilligt werden kann.

Über die wirtschaftliche Gebarung vermerkt die Dokumentation, daß 1911 der Eisenbahnrat folgende Empfehlung abgab: *Der Gedanke der Beteiligung (der Arbeiter, Anm. d. Verf.) am Erfolg, der sich bei verschiedenen Eisenbahnverwaltungen (Dänemark, Preußen, etc.) bewährt hat und die Anwendung des Akkordsystems bzw. des Zeitlohnes mit Prämien und ähnlichen Kombinationen wäre aufzunehmen.* Realisiert wurde dieser Vorschlag allerdings erst wesentlich später.

<sup>83</sup> Ebenda, 90.

<sup>84</sup> Lackner/Stadler, Fabriken (wie Anm. 38), 196, datieren die Siedlung mit 1912/13, die Bauakten verzeichnen den Baubeginn mit 1909, die Fertigstellung mit Oktober 1910.

## Sozialleistungen, Wohnbau und Politisierung der Arbeiterschaft

*Man kann als gegeben annehmen, daß die Wohnverhältnisse einen entscheidenden Einfluß auf das politische Verhalten der Arbeiter hatten. Oberösterreich ist wohl ein Musterland dafür, daß in den industriellen Ballungszentren geschickte liberale Unternehmer durch den Wohnbau und andere soziale Maßnahmen, ... die Möglichkeiten der politischen Agitation der Sozialdemokratie wirkungsvoll einengten.<sup>85</sup>*

Alle vier hier behandelten Siedlungen wurden von Unternehmen gebaut, die Sozialleistungen außerhalb ihrer Wohnbautätigkeit mit einiger Selbstverständlichkeit zur Firmenpolitik zählten.

Die drei Privatbetriebe – Kleinmünchner Spinnerei, Kaffeemittelfabrik Franck und Schiffswerft – wurden allesamt von Unternehmern gegründet, denen man fraglos den klassischen patriarchal-liberalen Führungsstil<sup>86</sup> unterstellen darf. In sämtlichen Festschriften, Erinnerungen und Erzählungen erscheint früher oder später die Formulierung *wie ein Vater*.

Die Stammbelegschaften entwickelten dementsprechend ein starkes Wir-Gefühl in bezug auf ihre Firma und nicht selten gab es Familien, die dem Betrieb über Generationen als Arbeitskräfte verbunden geblieben sind.<sup>87</sup>

Dank einer Firmenideologie bzw. -politik, die ihre Stammbelegschaft mit Vorsorgeeinrichtungen und Gratifikationen, Wohnbau und sorgfältiger Facharbeiterausbildung an den Betrieb zu binden verstand und ihren Mitarbeitern im „ideellen“ Bereich überdies ein entsprechendes „Standesbewußtsein“ allein durch die Firmenzugehörigkeit zu vermitteln vermochte, blieben diese Unternehmen durch die Bank von innerbetrieblichen „Revolutionen“ verschont. Die Belegschaften waren zwar politisch aktiv und teilweise sogar in der Arbeiterbewegung organisiert.<sup>88</sup> Soweit der Literatur und den Quellen zu entnehmen ist, kam es aber in keinem der Betriebe zu dieser Zeit je zu einem Arbeits-

<sup>85</sup> Helmut Konrad, *Das Entstehen der Arbeiterklasse in Oberösterreich*. Wien-München-Zürich 1981, 73.

<sup>86</sup> Vgl. dazu auch: Andruhowitz, *Industrielles Unternehmertum* (wie Anm. 78), 173.

<sup>87</sup> Draußen in der Kleinmünchner Spinnerei, beim Franck oder als Werftler zu arbeiten war durchaus ein Statussymbol, *Die schaun auf ihre Leut ein Satz*, der in diesem Zusammenhang oft fiel. Wie weit meine Linzer Verwandtschaft repräsentativ ist, kann ich nicht belegen. Jedenfalls gab es bis in die sechziger Jahre herauf Mitglieder, deren Familien *immer schon* in einem dieser Betriebe oder bei *der Bahn* beschäftigt waren. Seit der Mitte des 20. Jahrhunderts gibt es in Linz vergleichbar traditionelle *VOESTler*- oder *Stickstoff*-Familien (Chemie Linz AG, vormals „Stickstoff-Werke“).

<sup>88</sup> Die Arbeiter an der Donau (wie Anm. 75), 195: Johann Niederhametner gibt an, daß in der Schiffswerft *alle Arbeiter, Angestellte und auch die Lehrlinge sozialistisch organisiert* waren.

kampf, der sich gegen den Arbeitgeber richtete.<sup>89</sup> Lediglich in den letzten Jahren des ersten Weltkriegs, als Hunger, Arbeitskräftemangel und Demoralisierung unerträglich zu werden drohten, *bahnten sich* in der Schiffswerft *schon Streiks an*<sup>90</sup>. Ansonsten scheinen sich die politischen Aktivitäten der Belegschaften eher in der Mitarbeit in den Konsum- und Arbeiterbildungsvereinen entfaltet zu haben.

Konrad<sup>91</sup> zitiert einen Brief aus dem Jahr 1868, in dem Arbeiter der Kleinmünchner Spinnerei, die mit Hilfe des Betriebs einen Krankenunterstützungsverein gegründet hatten, sich auf heftigste gegen Angriffe der „Katholischen Blätter“ auf die Grillmayrsche Fabrik verwehren. Sie nehmen ihre Arbeitgeber mit aller Vehemenz gegen Unterstellungen in Schutz und versichern, daß *über despotische Behandlung in unseren Fabriken wohl niemand zu klagen Ursache (hat), da gewiß allen Arbeitern auf das humanste entgegengekommen wird.*<sup>92</sup>

Allerdings soll hier nicht der Eindruck erweckt werden, Linz sei ein idyllischer Standort für Fabriksarbeiter gewesen. Man kann gar nicht oft genug darauf hinweisen, daß die unternehmerischen Wohltaten sich natürlich nur auf die Stammbelegschaften bezogen. Die wiederum bezahlten mit Abhängigkeit dafür, denn alle Einrichtungen sozialer Art, auch das Wohnrecht in den Werkwohnungen waren an das Arbeitsverhältnis gekoppelt. Mieten oder Versicherungsbeiträge wurden selbstverständlich vom Lohn einbehalten<sup>93</sup>. Ferner gab es in diesen Betrieben ebenso die üblichen drakonischen Betriebsordnungen, gegen die zu verstößen empfindliche Sanktionen nach sich zog.

Auf der anderen Seite ist das geringe Engagement im Arbeitskampf dennoch völlig einsichtig. Auch hier muß man die Dinge in einem den zeitbedingten Umständen entsprechenden Licht sehen: in einem dieser Betriebe zur Stammbelegschaft zu gehören, brachte eine soziale Sicherheit mit sich, die ihresgleichen suchte.

<sup>89</sup> Am 2. Mai 1872 allerdings, also vor der Verstaatlichung, kam es bei den Werkstätten der Kaiserin-Elisabeth-Westbahn zu einem Streik des Personals. Lohnerhöhung um 25 Prozent, Anhebung der Akkordlöhne im gleichen Ausmaß und Änderung der Fabriksordnung mit Beteiligung der Arbeiter wurden gefordert. Der Streik war mit Werkstätten entlang der Westbahn koordiniert. Dennoch brach die Bewegung in Linz nach dem 8. Mai zusammen. Vgl. dazu: Severin Heinisch und Ulrike Weber-Felber, „Exesse und Insulte“. Katzenmusik, Bierkrawalle und Streiks in Oberösterreich. In: Arbeit/Mensch/Maschine. Der Weg in die Industriegesellschaft. O.Ö. Landesausstellung 1987. Beiträge. Linz 1987, 157 f.

<sup>90</sup> Die Arbeiter an der Donau (wie Anm. 75), 177.

<sup>91</sup> Konrad, Entstehen der Arbeiterklasse (wie Anm. 85), 387 ff.

<sup>92</sup> Ebenda, 387.

<sup>93</sup> Siehe z. B. Kleinmünchner Fabriksordnung, 1885, Abdruck bei: Konrad, Entstehen der Arbeiterklasse (wie Anm. 85), 53.